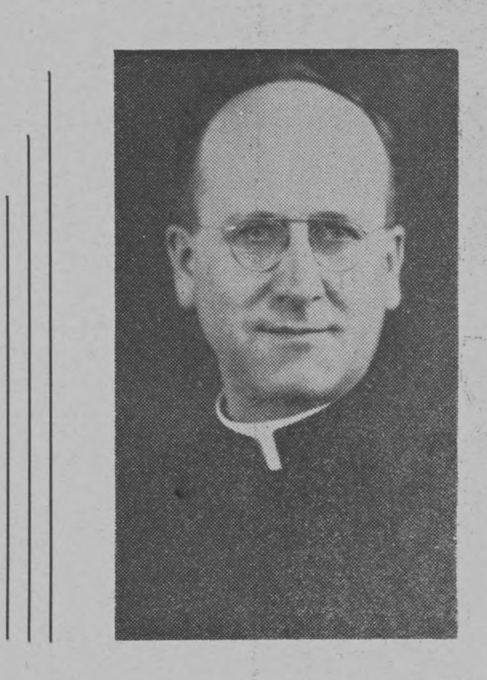
September 1950



DER MARIENBOTE

Unsere neuer Provinzialobere

Im Juli traf von der Generalverwaltung in Rom die Ernennung des hochw. P. Stan. Wachowicz O.M.J. zum neuen Provinzial der St. Marienprovinz ein. Pater. St. Wachowicz O. M.J. ist Nachfolger des hochw. P. B. Ueberberg O.M.J., dessen Provinzialamtszeit im Juli abgelaufen war.



Pater Provinzial St. Wachowicz O.M.J. ist unseren deutschsprechenden Katholiken fast unbekannt. Nur die Leute von Melville, Grayson, Killaley und Lemberg kennen ihn persönlich. Unsere St. Marinprovinz befaßte sich seit der Stunde ihrer Gründung mit der Seelsorge unter den deutsch- und polnischsprechenden Einwanderern Canadas. Neben den vielen deutschen Oblaten hat sie auch eine große Gruppe polnischsprechender Oblatenpatres. Aus deren Mitte wurde nun der neue Provinzialobere unserer Provinz ernannt.

P. Provinzial St. Wachowicz ist im Jahre 1902 in der Nähe von Edmonton, Alta., geboren. 1927 wurde er zum Priester geweiht und in die Seelsorge unter den Polen Winnipegs gesandt. Lange Jahre diente P. Provinzial als Kaplan und als Pfarrer der Holy Ghost Gemeinde zu Winnipeg und an der St. Heinrichsgemeinde zu Melville, Sask. Wie beliebt Pater Prov. Wachowicz O.M.J. sich selbst unter den vielen deutschsprechenden Katholiken Melvilles gemacht hatte, bewies die große Abschiedsfeier, die ihm von der St. Heinrichsgemeinde von Melville aus Anlaß seines Umzuges in das Provinzialhaus zu Saskatoon bereitet wurde.

Dem neuen Provinzialoberen entbietet der St. Marienbote seine herzlichsten Glückswünsche zur großen, neuen Würde, sowie auch Gottes Kraft und Hilfe zur neuen Bürde, die ihm mit dem hohen Amte auferlegt wurde.

Gar bald werden auch unsere deutschsprechenden Katholiken die Freude haben, sich mit unserem neuen Provinzialoberen bekannt machen zu können. Es ist schön hier in Canada, daß jeder von den Oblaten betreute Katholik den Provinzialoberen persönlich kennt. Spricht Pater St. Wachowicz auch nicht unsere Sprache, so werden alle Katholiken recht bald merken, daß ihm die Sprache der Nächsten- und der Seelenliebe sehr geläufig ist. Die tiefe, warme Stimme des neuen Provinzials hat überall anziehend gewirkt. Pater Provinzials Persönlichkeit wird sich auch unter uns sehr bald viele Freunde gewinnen.

Dem aus dem Provinzialamt geschiedenen Pater B. Ueberberg O.M.J. spricht der Marienbote hiermit seinen wärmsten Dank für alles gezeigte Interesse an unserem Pressewerk aus. Unter Pater Ueberbergs Leitung zog der Marienbote von Regina nach Battleford, wurde des Marienboten Tochter „Our Family" geboren, die Druckerei selbst neu aufgebaut.

Pater B. Ueberberg O.M.J. ist nun wieder Pfarrer von Grayson. Möge es ihm dort nach der sorgenvollen Provinzialarbeit recht gut gehen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang 15. September 1950, North Battleford, Sask. No. 12

Dies und Das

Unser neues Kolleg In der Juninummer des Jahres 1946 unseres Marienboten schrieben wir: „Als die Oblatenpatres der St. Marienprovinz vor Jahren das Priesterseminar von Battleford eröffneten, schauten Priester und Gläubige mit frohem Hoffen in Zukunft. Unsere Katholiken, besonders jene Gruppen, die aus Rußland nach Canada kamen, waren es gewohnt, in ihren Kolonien ein eigenes Priesterseminar zu haben, in dem sich ihre Söhne auf das heilige Priestertum vorbereiten konnten.

„In Battleford war unseren deutschsrechenden Katholiken so ein Priesterseminar gegeben. Der Erfolg dieses Seminars wurde jedoch mit der Zeit größer als es geplant war. Anfangs meinten wir, unser Studienhaus zu Battleford sei groß genug für die zwei notwendigen Lehranstalten, für Knabenkolleg und für das Priesterseminar. Während der letzten Jahre kam es anders. Es meldeten sich jeden Sommer weit mehr Knaben, als wir aufnehmen konnten. Battleford hatte für ungefähr sechzig Knaben Raum. Es meldeten sich aber jedes Jahr über hundert Schüler bei uns.

„Nichts fällt dem Provinzialobern der St. Marienprovinz und den Oberen des Studienhauses schwerer als Knaben abzuweisen, die sich bei uns stellen. Jeder unserer guten Katholiken, ob arm oder reich, hat das Recht, seinen Jungen nach Battleford in die Schule zu schicken. Keinen Priesterschüler, der sich bei uns meldet, möchte die heilige Kirche, keinen einzigen möchten auch die Oblatenpatres vor geschlossenen Türen stehen lassen. Und doch mußten wir es tun. Es war einfach kein Platz für jeden im alten Knabenkolleg.

„So kam es, daß unser Priesterseminar heute nicht so viele Kleriker hat, als wir hätten haben können, wenn mehr Schüler gewesen wären. So mancher fromme Sohn unserer Kolonisten, der Beruf zum Priestertum zeigte, dem es weder an reicher Begabung noch an Lust und Liebe zum Altardienst mangelte, sah sich gezwungen, auf der Farm zu bleiben oder einen anderen Beruf zu ergreifen. Seine wirklichen Talente und Neigungen blieben somit vergraben.

„Alles das bewog die Provinzialleitung der Oblaten von St. Marien, eine neue Lehranstalt für junge Priesterstudenten zu bauen.“

Provinzialoberer war damals der heute Generalassistent Pater Joh. Boekenfoehr O.M.J. Unter seine Leitung wurde der bekannte „Oblate College Drive“ begonnen, der sich über den ganzen Westen Canadas erstreckte. Die erste Sorge hieß nämlich: „Wenn wir ein Knabenkolleg bauen wollen, brauchen wir Geld. Woher nehmen wir dieses Geld?“

Unsere Leser wissen, woher das notwendige Geld kam. Wir legten den von uns betreuten Katholiken Westkanadas unsere Baupläne vor und baten sie, uns zu helfen.

Wie unsere Katholiken halfen, hatte der sechste August des heiligen Jahres 1950 bewiesen. An diesem Tage fand die Ecksteinweihe des neuen Knabenkollegs zu Battleford statt. Das Kolleg ist fast fertig. Hilft Gott uns weiter, hoffen wir gegen Mitte oder Ende Oktober mit über hundert Schülern dort einziehen zu können.

Pater Peter Riffel O.M.J. Die treibende Kraft des „Oblate College Drive" sowie auch des Aufbaus des neuen Kollegs ist der Provinzialökonom der St. Marienprovinz, der hochw. Pater Peter Riffel O.M.J. Im Frühjahr 1946 wurde er von der Provinzialleitung beauftragt, Pläne für die Finanzierung des Baues und für den Neubau selbst auszuarbeiten. Pater P. Riffel O.M.J. unternahm zu erst einmal eine Studienreise. Lange Wochen verbrachte er damit, von Fachleuten die Technik einer großangelegten Geldsammlung zu erlernen, und nachher auszuarbeiten. Mit fertigen Plänen kehrte Pater P. Riffel O.M.J. nach Saskatchewan zurück.

Sofort nach seiner Rückkehr begann Pater P. Riffel mit der Organisierung des „Oblate College Drive". Er selbst wurde von der Provinzialleitung zum leitenden Direktor ernannt, dem vier Hilfsdirektoren zur Mitarbeit unterstellt wurden. Pater Jos. Simon O.M.J. übernahm unter P. Riffels Leitung das „Special Gift" Kommittee, der gegenwärtige Provinzialobere unserer Provinz, Pater St. Wachowicz O.M.J. und Pater Baderski O.M.J. wurden mit der Geldsammlung unter den polnisch sprechenden Katholiken des Westens betraut, der Schriftleiter des Marienboten hatte die Propaganda in Zeitungen und durch Flugblätter zu übernehmen.

Pater St. Wachowicz O.M.J. mußte seine Mitarbeit bald einer sehr schweren Erkrankung wegen aufgeben. Der Marienbotenpater schied automatisch aus dem Direktorium, als alle „Blitzpropaganda" der großen Wochen der Sammlung selbst vorüber war. Auch Pater Baderski O.M.J. hatte seine Aufgabe bald erfüllt. Nun blieb nur noch der leitende Direktor, Pater P. Riffel O.M.J. selbst, und mit ihm Pater Jos. Simon O.M.J., dessen Arbeit als Direktor des „Special Gift" Kommittees auch heute noch nicht zuende ist.

Im Jahre 1947 wurde unserer damaliger Provinzialobere Pater Joh. Boekenfoehr nach Rom berufen. Seine Stelle als Provinzialoberer übernahm der hochw. Pater Ueberberg O.M.J. In Pater Ueberbergs Amtszeit fielen die Tage, die den Beginn der zweiten großen Arbeit des P. Peter Riffels sahen. Kaum war die aufreibende Tätigkeit der Geldsammlung vorüber, begann Pater Peter Riffel mit dem Bau selbst. Nächtelang saß er mit seinem Provinzialoberen P. B. Ueberberg O.M.J. über den Plänen, die den Bau ermöglichen sollten. Mit dem Geld, das er zusammengesammelt hatte, ließ sich einfach nicht machen, was er im Sinne hatte. Der Kostenanschlag der Baufirmen war viel zu hoch.

Hier leistete Pater Peter Riffel eines seiner Meisterstücke. Er machte sich einfach selbst zum Baumeister und gründete seine eigene Baufirma. Pläne, die ein Baumeister mit Hilfe von Fachleuten und Büreauangestellten ausarbeitet, zeichnete Pater Peter Riffel in seinem kleinen, kahlen Notbüreau am Bauplatz selbst auf. Jede Facharbeit: Die der Maurer, der Zimmerleute, Steinhauer, Elektriker, Klempner, Wasserleitungs- und Heizungsmonteure, wurde von P. Peter Riffel selbst berechnet und geplant, die Facharbeiter von ihm selbst angestellt und unter Meister gestellt. Pater Peter Riffel übernahm die Stelle des führenden Baumeisters.

Wieviel zehntausende der durch den „College Drive" gesammelten Dollar Pater Peter Riffel dadurch sparen und für den Bau selbst anwenden konnte, wird die Provinzialleitung wohl eines Tages veröffentlichen können. Gott unser Herr, dem zu Ehren wir das neue Knabenkolleg bauen, hat den P. Peter Riffel O.M.J. mit einer ganz besonderen Gabe der Geschäftstüchtigkeit begnadet. Pater Peter Riffel hat diese Gabe nicht verschwendet. Alle Sorgen und Schwierigkeiten des großen Baues voraussehend und auf sich nehmend, leistete er eine Arbeit, die uns alle, uns Oblaten und die von uns betreuten Katholiken, zu seinen Schuldnern machten.

Unsere alten deutschen Pionierpatres hatten den Grundstock unserer Provinz mit ihren katholischen Kolonien gelegt. Einer der Söhne unserer Rußlandsdeutschen, einer der kanadischen Oblatenpriester, führt nun mit wahrem Pionieroblatengeist

ein Werk der Vollendung zu, das vor sechs Jahren noch als „Unmöglichkeit" betrachtet wurde. Als letzter deutscher Pionieroblate trug der im Juli aus dem Provinzialamt geschiedene Pater B. Ueberberg O.M.J. die volle Verantwortung für den Bau des neuen Knabenkollegs. Es war jedoch Pater Ueberbergs beständiger Ausspruch: „Ich weiß nicht, was ich ohne P. Peter Riffel tun könnte."

Seit fast fünf Jahren arbeitet P. Peter Riffel nun schon als verantwortlicher Direktor des neu aufzubauenden Knabenkollegs. Jeder zum Bau notwendige Dollar war von ihm berechnet, jeder Ziegelstein von ihm geplant. Helfend stand ihm während dieser Jahre Pater Jos. Simon zur Seite, dessen „Special Gift" Kommittee gegenwärtig nur noch aus einem Manne besteht, und das ist Pater Simon selbst. Pater Jos. Simon sammelt immer noch. Wenn das Kolleg im Oktober dieses Jahres eröffnet wird, ist P. Peter Riffels Arbeit nämlich noch lange nicht beendet. So weit ist erst das Hauptgebäude fertig. Wir sind gezwungen, uns vorläufig mit einer Notkapelle und mit Notklassenräumen zu begnügen. Kapelle und in weiteres Gebäude mit großen Klassenräumen müssen noch gebaut werden. Das ist Pater Peter Riffels weitere Sorge.

Wolle Gott ihn für seine bisherige Opferarbeit segnen, ihm Gesundheit und alle Kraft geben, die zur Weiterführung seines großen Werkes notwendig sind.

St. Thomas Knabenkolleg. Zum ersten Oberen des neuen Kollegs wurde Pater Thomas Schnerch O.M.J., bisher Pfarrer Pfarrer von Macklin, Sask., ernannt. Von Pater Schnerch erhielt das bisherige St. Thomaskolleg zu Battleford seinen Namen. Unter seiner Provinzialleitung (1929-1935) wurde das alte Parlamentsgebäude von Battleford erworben und zum Studienhaus der Oblaten erhoben.

Das alte Kolleg „auf dem Hügel" wird Oblatenpriesterseminar bleiben, in dem nun auch der Schriftleiter des Marienboten dozieren wird. Seinen Namen „St. Thomas) wird es an das neue Knabenkolleg zu North Battleford abgeben. Der Marienbote entbietet dem hochw. Pater Superior Thomas Schnerch O.M.J. seine freundlichsten Glücks- und Segenswünsche. Die Leitung des neuen Kollegs ist in beste und reifeste Hände gelegt. P. Thomas Schnerch O.M.J. hate vor seinem Provinzialamt bereits ein großes Knabenkolleg in Edmonton geführt. Gott hilft dem Frommen und dem Mutigen, dessen Können von langer Lebenserfahrung erprobt.

Möge das neue „St. Thomas" wachsen und gedeihen, Gott zur Ehre, Maria zur Freude, uns Oblaten und unseren Katholiken zur Aneiferung zu neuen Gottestaten.

Der Schriftleiter.

Preis des Schöpfers

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege,
So weiß ich von Bewunderung voll
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!
Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke;
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, o Gott der Stärke . . .

(Gellert)

Aus dem Pilgerleben Mariens

Marias Anfang war in Gott. „Der Herr besaß mich im Anfang seiner Wege, ehedem er etwas gemacht hat, von Anbeginn. Ich bin eingesetzt von Ewigkeit, von Alters her, ehedem die Erde geworden. Die Tiefen waren noch nicht, und ich war schon empfangen, die Wasserquellen brachen noch nicht hervor; der Berge gewaltige Last stand noch nicht; vor den Hügeln ward ich geboren. Noch hatte er die Erde nicht gemacht, nicht die Flüsse, noch die Angeln des Erdkreises. Als er die Himmel bereitete, war ich dabei, als er nach genauen Gesetzen einen Kreis zog um die Tiefen, als er den Luftraum oben befestigte und die Wasserbrunnen abwog, als er rings um das Meer seine Grenzen setzte und den Wassern ein Gesetz gab, ihre Grenzen nicht zu überschreiten, da er der Erde ihre Grundfesten zuwog: da war ich bei ihm, alles ordnend, und ergötzte mich Tag für Tag und spielte vor ihm allezeit und spielte auf dem Erdkreis." So überträgt die Kirche in der Lesung des Festes von der „Unbefleckten Empfängnis" Worte, die sie von dem unerschaffenen göttlichen Worte redet, auf den Anfang der allerseligsten Jungfrau.

Marias Streben war Gott. Schon als sie vier Jahre alt war, verlangte sie zu wohnen im Tempel des Herrn, verlangte sie nach dem Dienste Gottes in seinem Heiligtume. Das war ihre Pilgerfahrt.

Als Pilgerin begegnet uns Maria wieder bei ihrem Gang, den sie über das Gebirge machte zu ihrer Base Elisabeth. Wie war ihr Herz bei dieser Reise erfüllt von Dank und Liebe gegen den, der Großes an seiner Magd getan. Wie frohlockte ihr Herz in dem Gedanken an ihre Mutterschaft des ewigen Sohnes Gottes. Und die Liebe zu ihrer Verwandten ließ sie den weiten Weg unternehmen, sie wollte auch Elisabeth Helferin und Dienerin sein. Ist das nicht ein tröstlicher Gedanke für einen jeden, der hinpilgert zu Maria, wenn wir sehen, wie sie hilfsbereit ist, wie sie dienen und helfen will den Bedrängten? In der Tat, die Pilgerreise Mariens ist eine Predigt der Liebe. Welchem Pilger hätte sie nichts zu sagen über sein Verhältnis zu den Seinen, über das Verhältnis zu denen, die Gott uns anvertraute, über das Verhältnis zu denen, die unserer Hilfe und unsres Beistandes bedürftig sind.

Eine beschwerliche Pilgerfahrt war Marias Reise von Nazareth nach Bethlehem, eine Reise im Gehorsam gegen das Gesetz. Das war die erste Pilgerfahrt zum Heiland der Welt, zum verborgenen Gott. In Bethlehem wurde durch sie alle Mutterschaft und in der Kindschaft Jesu alle Menschenkindschaft geheiligt. Mit welcher Andacht Maria den Herrn der Welt in unserer Brudergestalt angeschaut und verehrt haben mag! Möchten wir von ihr lernen, so den verborgenen Heiland anzuschauen im Sakrament unter der unscheinbaren Brotsgestalt. So könnte die Weihnachtsfreude immer in uns lebendig sein.

Eine betrübte Pilgerfahrt war für Maria die Flucht nach Ägypten, da sie ihr Kind retten mußte vor der Gefahr. Weit und ins Unbekannte ging der Weg, reich war er an Sorge, Not und Entbehrung. Aber Geduld und Glaube, Vertrauen und Ergebung waren ihre Reiseführer. Wieviel Mütter und Väter werden nicht zu M a r i a kommen, alle das Anliegen auf dem Herzen, ihre Kinder zu retten vor der Gefahr. Das wird die Sorge aller Mütter und Väter bleiben, denen Gott die Kinder gab, sie wohlbehütet zu sehen vor den Gefahren des Bösen und des Unglücks. Mit dieser Sorge werden alle Eltern ihr Leben beschließen müssen.

Eine heilige Pilgerfahrt war die Reise mit ihrem frommen Gemahl und ihrem zwölfjährigen Jesusknaben nach Jerusalem. Es

war ihr eine Freude und Wonne ihr Kind in den Temel zu führen, in das Heiligtum des Herrn. Wie mag sie mit Seele und Mund gebetet haben in dieser heiligen Gemeinschaft, daß Himmel und Erde sich daran erfreuen mochten! Eltern, besonders ihr Mütter, merkt auf bei dieser heiligen Pilgerfahrt Mariens. Nehmt auch ihr eure Kinder an die Hand und führt sie zu Gott, führt sie zum Heiligtum des Herrn. Seid ihnen Wegweiser, nicht nur durch euer Wort sondern auch durch euer Beispiel.

Marias bitterste Pilgerreise war der Leidens- und Kreuzweg ihres einzigen geliebten Sohnes. Sie erlitt mit ihrem Kinde den Spott und die Verachtung der Menschen, sie fühlte mit ihm die Todesangst und Geißelstreiche, die Schmerzen der Dornenkrönung und der Kreuztragung, fühlte die Hammerschläge, die die Nägel durch seine Hände und Füße trieben. Sie fühlte den Lanzenstich, der das gebrochene Herz ihres Sohnes öffnete. Da wurde sie, die Mutter der Schmerzen, erst recht unsere Mutter, uns geschenkt von ihrem Sohne selber. Nun wird sie auch unseren Schmerz verstehen, wenn wir als Pilger vor ihrem Bilde verweilen. All unser Leid, all unser Weh dürfen wir ihr bringen. Sie wird uns mütterlich in ihren Schoß nehmen, wie sie ihren Sohn ruhen ließ in ihrem Schoße, nachdem er ausgelitten hatte.



Leutnant-Gouverneur Dr. J. M. Uhrich und Pater P. Riffel O.M.J., der Erbauer des neuen Knabenkollegs zu Battleford am 6. August 1950, dem Tage der Grundsteinlegung, auf dem Grundstück des neuen Kollegs.

Marias letzte und glücklichste Pilgerreise war ihre Himmelfahrt. Nun hatte der Himmel seine Königin. Engel und Heilige stehen unter ihr. Sie hat ihren Thron zu Seiten ihres Sohnes und ist die Herrin der Welt geworden. Wir haben unsere Mutter im Himmel. Zum Himmel geht auch unsere Pilgerfahrt. Seien wir ihre Kinder durch alle Tage unserer irdischen Reise. Ihre Kinder führt sie, tröstet sie, wenn sie weinen, stärkt sie, wenn sie schwach werden, heilt sie, wenn sie krank sind. Ihre Kinder nimmt sie zu sich, wenn ihre irdischen Pilgerfahrt sich zum Ende neigt.

Maria, unsere Mutter, ist die Pforte des Himmels.

Unsere Liebe Frau von Cap in Denzil



Drei Tage lang weilte das Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Cap in der Pfarrgemeinde von Denzil, Sask. Pater J. Sluga O.M.J., Pfarrer der Denziler Gemeinde, hatte im Frühjahr bereits das Kommen der Gnadenstatue veranlaßt. Als die französischen Oblatenpatres das Bild der lieben Gottesmutter zu uns brachten, schauten sie etwas versorgt drein. Unsere deutsche Sprache war ihnen nicht geläufig. Und sie hatten gehört, daß man in der St. Josephskolonie den Leuten Mariens Botschaft deutsch erklären und predigen müsse.

Der französischen Patres Sorge war jedoch bald vertrieben. Pater J. Sluga bot sich an, mit der Statue durch die ganze Kolonie zu reisen, überall deutsch zu predigen und Beicht zu hören.

Fast einen ganzen Monat lang reiste der Pater von Denzil von Gemeinde zu Gemeinde durch unsere St. Josephskolonie, um Maria überall einzuführen, ihr Lob, ihre Barmherzigkeit und ihre Liebe zu predigen.

Drei dieser Pilgertage Mariens durch die Kolonie waren in Denzil selbst zugebracht. Der Marienbote bringt heute ein paar Bilder, die von den schönen, unvergeßlichen Tagen Unserer Lieben Frau in Denzil sprechen.

Wir wollen sie nicht vergessen, die Gnadenmutter von Cap de la Madeleine. Ihr Gnadenort ist vom Heiligen Vater zum Nationalgnadenort Canadas erhoben worden. Wir hätten nicht viel von Maria vom Cap gewußt, wenn das Gnadenbild nicht zu uns gebracht worden wäre. Es war wirklich Pater J. Slugas Verdienst, daß die Leute der St. Josephskolonie vor diesem Bilde beten durften. Nächstes Frühjahr, so hören wir, will das Gnadenbild die Kirchen und die Leute unseres Prelatdistriktes besuchen. Sie wird kommen mit derselben unerfaßbaren Anziehungskraft, mit der sie diesen Sommer die St. Josephskolonie durchreiste. Unvergeßlich bleibt ihr Besuch unseren Leuten, unvergeßlich wird ihr Andenken bleiben, wo immer sie hinkommt.



Die Pfarrkirche von Denzil, Sask., in der Unsere Liebe Frau von Cap drei Tage lang weilte.

Die „Lichtstube"

P. Leopold Hochhuber SVD

Die „Lichtstube" vom alten Martin in Emelsberg brannte mit zwei matten Augen in den trüben Winterabend hinaus. Die Nebel krochen wie schleichende Ungtüme immer dichter und höher in den bleichen Schein, der in Millionen von rieselnden Atomen in Luft und Boden verzitterte.

Drinen aber saßen sie um den wohlig brummelnden Kachelofen und hielten Rundschau über alles, was so einen Dorfbauern interessieren kann. „Lichtstube" nannten sie das Eimal in der Woche. Die Frauleut mit Handarbeiten in den fleißigen Händen, die Männer mit langen Pfeifen, die sie liebend und fast feierlich handhabten.

Unterm Herrgottswinkel aber saß der Martin, alt und zäh wie ein ausgeblasener Weidenstrunk **drunten** am Gemeindebach. Er war der Spökenkieker im Dorf und litt viel an heimlichen Gesichten Und die Zaunegger-Lisette sagte immer von ihm, er sei soviel „inwendig" . . . Es liebte ihn eigentlich niemand recht, man verehrte ihn mehr — aus scheuer Entfernung. Und doch lag und hing wieder sowie Geheimnis um den stillen Mann, daß es die Leute mächtig zu ihm hinzog, ob sie wollten oder nicht. —So waren sie an diesem heimeligen Abend wieder zusammengekommen bei ihm — in der Lichtstube.

Aber heute war es stiller als sonst. Die Maiden ließen die Hände ruhen—nachdenklich bliesen die Männer ihre blauen Wolken in die Stube. Die alte Schwartzwälder tickte unverdrossen ihr „Ewig, ewig!" in den fast tonlosen Raum — und es lag wie ein Bann über der ganzen Stube. Bis sich der Schuster-Willy räusperte. Lauter als nötig. Dann nahm er langsam die Pfeife aus dem Mund, stand auf und sagte eckig:

„Martin, daß ich dich was frag", was mir schon lang nicht eingehen will: In der Heiligen Schrift, bei St. Paulus, steht doch, daß der Heiland bald wieder kommt! Nun ist es schon bald zweitausend Jahre her, und der Herr kommt doch alleweil nicht. Sag, Martin, warum kommt er denn nicht?"

Breit, umständlich, selstbewust eine gescheite Frage getan zu haben, ließ sich der bncklige Schuster wieder auf seinen geblümten Stuhl nieder.

Die Frage vertiefte die Stille nur. Heimlich sagte sich jeder, daß er keine Antwort wüßte darauf. Um so mehr Augen waren in Erwartung auf den angeredeten Martin gerichtet.

Der hielt lange aus und schwieg. Aber as war, als ob er wüchse, immer höher bis unter die Decke, wenn das rote Lämpchen vor der Schmerzensmutter zu seinen Häupten aufseufzte und niederweinte.

Dann aber stand er auf, mächtig wie ein alttestamentlicher Prophet. Sein Angesicht leuchtete. Und die Hand zum Schwure



Pater J. Sluga führt das Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Cap feierlich in die Denziler Pfarrkirche. Ergriffen schauen die vielen Leute dem Gnadenbild entgegen.



Pater J. Sluga O.M.J. im Gebet vor dem Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Cap während des Besuches des Gnadenbildes in Denzil.

erhoben, sprach er mit unwirklicher Stimme in den lauschenden Raum: „Morgen, Willy, morgen kommt der Heiland!"

Das fuhr wie ein Donnerschlag in aller Gebein. Rot wurden die einen, bleich die andern; sahen auf Martin und bestürzt einander an. Und wieder auf Martin. Da sagte der Spökenkieker noch einmal gleich feierlich: „Morgen, Willy, morgen kommt der Heiland!" —Und setzte sich.

Die Stille wandelte sich in Grauen und schlich durch die ganze Stube. Den Schultenhof hatte der Martin in Feuer gesehen, und vor zwei Wochen war er wirklich bis auf die Grundmauern niedergebrannt.—Und den Förster hatte er geschaut, wie . . . na, und nach acht Tagen trugen sie ihn erschossen hin zu Weib und Kind. Ob der Martin auch . . . Ob der Herr morgen wirklich kommt. . ?

Es ging kein Reden mehr um. Es wurde immer drückender. Bis sich der Brinkschulze ein Herz nahm und leise hinausging. Und einer nach dem andern. Die Stille floß ihnen nach wie der warme Lufthauch zur Türe hinaus. Wortlos wie Schemen schwanden sie in den Nebeln.—Noch nie hatte eine Lichtstube ein so jähes Ende gefunden.

Am andern Morgen stand der Schuster mit seine altmodischen Brille auf der Nase todverdrossen vor seiner Tür. Er hatte seinen verlorenen Mut wiedergefunden. „Haha, der verrückte Martin! Heut kommt der Heiland? Heut hat er keine Wolken zum Herunterfahren. Ist doch der Himmel klar und kalt wie eine Eisglocke."

Noch hatte er nicht ausräsoniert, da schob sein blasses, abgezärtes Weib ein armes Schulbuberl zu ihm hinaus: „Geh, schau doch, Vater, der Loisl kann in dem dünnen Gewandl doch den langen Weg zur Schule nicht machen; er muß sich ja holen bei dieser Mordskälte. Gib mir doch . ."

Fuhr ihr der Schuster hinein: „Schauts, daß weiter kommst! Du und der Bua! Nichts als Jammer und Greinen! Freßts mir eh das ganze Geld auf, ihr Racker!" Knallte die Tür zu und ließ sie stehen.

War der Schuster-Willy aber ein Geizhals, der Weib und Kind nicht einmal den warmen Löffel im Halse gönnte. Das war dorfbekannt. Wütend schlug er jetzt die breitköpfigen Nägel in einen Bauernstiefel: „Päng! Martin! Heut kommt er nicht! Päng!"

Da klopft es ungeschlacht an seine Werkstatttür, und durch den Spalt zwängte sich eine dünne Stimme: „Ein armer Handwerksbursch tät' recht schön bitten . . . "

„Was, bitten! Betteln! Faulenzer, Tagediebe! Fort, sonst hetz ich dir den Tyrs auf den Leib, Vagabund elendiger . . . !" Und wie ein Böllerschußflog die Tür wieder ins Gefüge.

Noch schaute er wütend dem Ruhestörer durchs Fenster nach, als draußen der Haselmüller vorbeiging, schön freundlich zu ihm hineingrüßte und den Hut rückte.

Der Schufter tat nichts dergleichen; sein Blick wurde noch finsterer. „Noa, Haselmüller, so billig kriegst du's nicht! Das werde ich dir nie vergessen, daß dich die schöne Müller-Gretl lieber g'habt hat als mich. Zwischen uns ist das Tischtuch zerschnitten. Daß du's weißt! Für immer!"

So stritt und wetterte der ungute Mensch den ganzen lieben

Tag mit sich und seinen Mitmenschen.

Des Abends aber, als der Himmel kaum seine ersten Sternkerzen anzündete, lief der Schuster von Haus zu Haus und zog und drängte die Leute zu einer ausnahmsweisen „Lichtstube" beim Martin zusammen. Heute wollte er's dem Spökenkieker aber gründlich geben und die Scharte von gestern auswetzen. Das sei ja auch für die andern eine richtige Schande gewesen! Wie sie abgezogen seien, wie geschlagene Hunde! Aber heute sollten sie was erleben!

Halb gern halb ungern gingen sie mit, und ehe sich's der alte Martin versah, war die halbe Stube voll.

Und wieder die Stille von gestern. Nur noch geladener. Doch gleich stand der Schuster triumphierend auf und schrie: „Na, Martin, du bist ein Narr oder möchtest uns zum Narren halten! Ist er heut gekommen, der Herr? Ja oder nein! Du Lügenmaul!" —Entsetzt rückten die Bauern von dem wütenden Sprecher ab.

Der Alte im Hergottswinkel aber schwieg in die lastende Stille. Doch es war, als ob er wüchse, bis wenn ihn die rote Ampe der Dolorosa mit unirdischem Schein übergoß.

Endlich stand er auf, breit und erdhaft wie ein Eichbaum — und doch zeitlos wie ein ewiger Prophet und hub mit unwirklicher Stimme an: „Willem, heut ist der Heiland zu dir gekommen. Dreimal! Ich hab ihn selber gesehen, durchs Fenster. Dreimal ist er zu dir gekommen!" Und seine Stimme wurde, wie wenn er Gericht zu halten hätte:

„Zum ersten, Willy, als dein armes Weib für deinen Buben bat um des Leibes Notdurft — und du ihnen die Tür vor der Nase zuschlugst — da hab ich ihn gesehen, da stand der Heiland vor der zugeschlagenen Tür.

Zum zweiten, Schuster, als der Handwerksbursche um ein Stück Brot und ein warmes Süpplein bat — da mußte der Heiland traurig und hungrig weitergehen.

Zum dritten, Schuster, als der Haselmüller vorüberging und dich freundlich grüßte. Du aber hast jahrelangen Haß und Groll zu neuem Leben geschürt und die Liebe totgeschlagen. Da ging der Herr zum drittenmal an dir vorüber!"

„Schuster" — des Sprechers Gestalt reckte sich riesenhaft auf und seine Stimme wurde wie Gewitter, wenn es sommers über die Heide fährt. Seine Augen wetterleuchteten: „Schuster! Dreimal war der Herr heut bei dir! Denn was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan! '— Aber der Herr mußte immer vorbeigehen! Und ist was Eigenes um den Heiland: Wenn er an einem immer vorbeigehen muß in der Zeit, geht er an dem auch vorbei . . . in der Ewigkeit! — Schuster, wie oft muß der Herr an dir vorbeigehen?"



Das Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Cap in der Denziler Pfarrkirche aufgestellt. Drei Tage and drei Nächte beteten die Denziler Katholiken und viele Pilger anderer Gemeinden vor Mariens Bild.

Was dem Schneider-Lenz auf der Stoer passierte!

„Meister, angeklopft hats", sagten die Gesellen.

„Herein!"

Die Türe ging auf und die 16jähr. Tochter vom Dorfwirt erschien in der Oeffnung.

„Grüaß Gott, Meister! An schön Gruß soll ich ausrichten von der Mutter und vom Vater, Sie lassen fragen, ob nöt Jemand gleich auf die nächsten Tag kommen könne, weil gar so viel notwendige Flick-Arbeit beisammen ist."

„Ja mei Gott," jammerte Herr Schneidermeister Stixner und kratzte sich hinter den Ohren. „Vor dem Aschermittwoch ist es mir rein unmöglich, daß ich jemand schicke. Am Faschingsmontag haben wir ohnehin noch soviel Arbeit, daß wir kaum wissen, wo uns der Kopf steht. Und am Faschingsdienstag wird auch kaum einer Lust haben, sich auf die Hosen zu setzen und den Schlankltag zu opfern." Und dami glitt sein Blick über seine zwei Gesellen hin, die mit ihm auf der Schneiderbudel nadelten.

„Ja, ich einmal gewiß nöt", entgegnete gleich unwirsch der Eduard. Ich will meinen freien Tag haben und bin übrigens an dem Tag gar nicht da. Ich hab mir schon längst vorgnuma, daß ich da wieder einmal meine Eltern besuch."

„Also einmal abgelitzt! — Und was ists dann mit dem Lenz?"

„No, vom Vormittag will i net sagn. Aber nachmittags keine Red! Fasching is wie der Kirchtag nur einmal im Jahr. Und da will auch unsereins a bißl was profitiern davon."

„Also Resi, hast es gehört, wie die Aktien stehen? Entweder am Faschingsdienstag Vormittag oder erst am Mittwoch! Anders auf keinen Fall!"

„No, wär uns schon am Dienstag früh lieber als am Mittwoch. D' Mannerleut jammern eh schon, daß ihnen schon schier die Knie ausschauen. Also am Dienstag früh, Lenz? I werds der Muter sagn, daß s' dir dann z' Mittag an guatn Faschingsschmaus auffsetzt!"

Damit war der Vertrag geschlossen und mit gegenseitigem Pfüat di Gott schied die Wirtstochter aus der Schneiderstube.

iWe also der Dienstag kam, schickte der Strixner seinen zweiten Gesellen, den Lenz, zum



Pater J. Sluga O.M.J. erteilt mit hochheiligen Gut den Krankensegen. Im Hintergrund der Statue Unserer Lieben Frau von Cap, wie sie in der Denziler Pfarrkirche stand. Rechts neben Pater Sluga Pater Thomas Schnerch O.M.J., Oberer unseres neuen Knabenkollegs, und der hochw. Pater K. Meyer O.M.J., Pfarrer von Salvador, Sask.

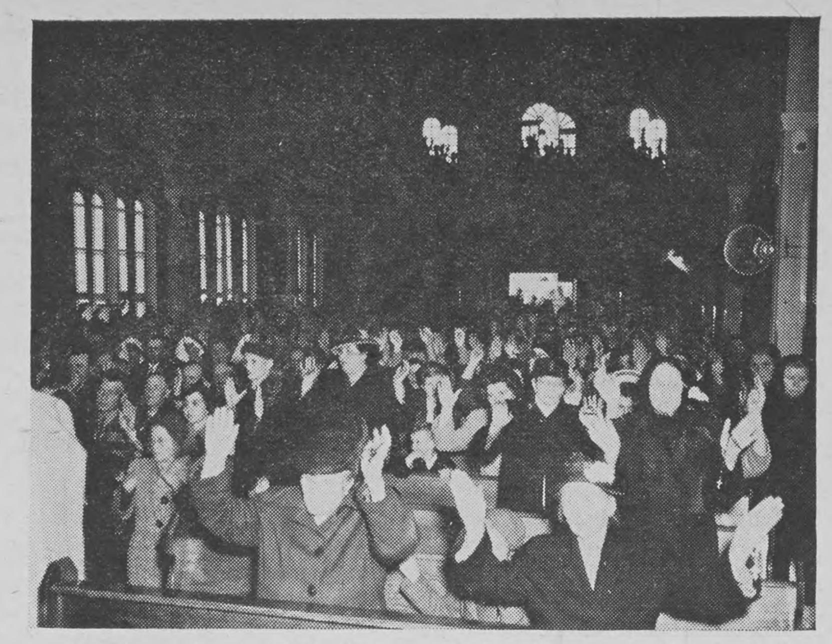
Dorfwirt auf die Flick-Stör. Auf einem Tisch in der großen Gaststube hatte ihm die Wirtin bereits alles zurecht gelegt, was ausgebessert werden sollte. Lenz rückte mit seiner Singer-Nähmaschiene in einen Winkel hinein, von wo aus er die ganze Wirtsstube überschauen konnte.

Es mochte etwa auf 10 Uhr zugehen, als Lenz unter dem Bündl der ihm von der sorgsamen Wirtin und Hausfrau hingelegten Abfallflecken ein hübsches Stück Tuch erblickte, das ihm gleich auf den ersten Blick in die Augen stach. Das war ja derselbe graue Stoff wie seine Werktagshose, von der er erst heute früh beim Anziehen bemerkt hatte, daß sie am Sitzteil schon arg fadenscheinig, ja sogar ganz respektwidrig löcherig geworden war. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke: „Wie wär's, wenn ich den Fleck gleich auf die Hose hinaufpelzte! Kein Mensch ist um d'Weg. Die Weiberleut sind in der Küch und von den Mannsbildern und Gästen kommt keiner vor 11 Uhr zum Mittagessen.

Und:

Frisch gewagt, ist halb gewonnen!" dachte sich kuraschiert der Lenzl. Im nächsten Moment war die Hose ausgezogen und der krankhaft durchsichtige Teil herausgeschnitten. Wie trefflich der Fleck paßte! Geschwind eingefädelt! In einer guten Viertelstunde konnte er fertig sein.

Lenz war schon ganz in die Arbeit vertieft und hörte nicht, wie über den Hof herüber sich Männerschritte nahten. Plötzlich ging die Stubentüre auf und der Forstmeister Gasteiger von Wildbrechtszell kam mit dem Wirte herein. Das Ding ging so schnell,



Vor dem Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Cap erhalten die Denziler Mütter den Muttersegen. Mit hocherhobenen Händen weihen sie sich der Mutter aller Mütter, betend, daß Maria ihrer Hände Beten, Sorgen und Schaffen gütigst segnen wolle.

daß der gute Lenzl unmöglich mehr Zeit fand, seine dürren Schneiderbeine in die Hose zu stecken. Der arme Schlucker! Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne und er wagte kaum auf die Eintretenden hinüberzuschielen. Geschämig zog er seine bloßen Untertanen unter die Bank zurück und deckte sich mit der Hose die Knie zu, um sich nicht zu verraten.

Der Förster hing sein Jagdgewehr an die Wand, während der Wirt ging, seinem Gaste Bier und Brot zu holen. Er war noch kaum mit seinem Maßkrug retour die Kellerstiege emporgestiegen, als er schon einen kleinen Krakehl in der Gaststube vernahm.

War's Wirklichkeit, war's Täuschung? „So ein lumpiger Schneidergesell!" hörte er jetzt ganz deutlich den Förster schimpfen.

Was mochte es nur geben? Der Lenzl war doch sonst kein übler Bursch. Als der Wirt die Gaststube betrat, stand der Förster ganz erregt vor dem Tische des Schneiders und stemmte die Fäuste auf die Tischplatte.

„Was gibt's, Herr Förster, was ist los?" frug erstaunt der Wirt.

„Seine Frechheit ist bodenlos", gab der Förster zurück. „Zuvor ersuch ich den Burschen gütig zweimal, er möge so freundlich sein, auf den nächsten Tisch hinüber zu rücken, weil das mein Stammplätzchen sei. Da tut er, als säße er auf den Ohren und stellt sich stocktaub. Und wie ich ihn ein drittes Mal ersuche, gibt

er mir dreist zur Antwort: „Schnecken, fällt mir im Traum nicht ein!“

Nun legte sich der Wirt in's Zeug. Lenz! sagte er begütigend, „ruck halt a wengl nüber, du hast ja überall Platz!“

„Und der Förster auch!“ gab der Lenz gereizt zurück.

„Aber Lenz, wenn halt der Herr Förster so gern auf seinen Stammtisch her will.“

Umsonst, der Lenz blieb steif sitzen. Der Wirt probierte es im Guten, er probierte es im Groben. Der Lenz rührte nicht und nähte fort.

Da ging dem Wirt selber die Geduld aus. „Wart Lenz!“ sagte er, „ich will dir helfen, du eigensinnig's Mannsbild du!“ Und mit diesen Worten griff er nach dem Tische, um ihn wegzuziehen. Aber aus Leibeskräften klammerte sich das Schneiderlein an. „Herr Förster! helfans S',“ rief der Wirt. Mit vereinten Kräften zogen beide an. Da ein markdurchdringender Schrei, daß selbst das Küchenpersonal jäh zusammenfuhr und voll Schreck herbeistürmte. Der Schneider ließ plötzlich aus und Wirt und Förster hätte es alsbald samt dem Tische zu Boden gerissen.

Im selben Moment aber sprang das Schneiderlein hosenlos in zerissener weißer Unterhose zur Tür und verschwand auf dem Hausgang.

Was war das? Auf dem Boden dort lag eine Hose. Es war die vom Lenz, auf dem Hinterteil ein Morts-Loch, erst halb zugeflickt. Jetzt ging den Leuten ein Licht auf und sie mußten sich schier krank lachen. Alles kicherte aus vollem Halse: „Der Lenz, der Lenz, hat sich sei' Hos'n auf der Stör flicken wollen.“

Plötzlich aber war die Hose verschwunden. Wo mochte sie nur hingekommen sein? Der Rosl, der Hausmagd beim Wirt, war die Sache sehr zu Herzen gegangen. Sie war dem gutmütigen Lenz heimlich im Herzen zugetan und hatte Mitleid mit dem armen Burschen. Es war ihr klar, daß er irgendwo im Hause versteckt sein müsse und sie fand ihn auch richtig droben auf dem Dachboden hinter Kisten versteckt und dort schanzte sie ihm auch die Hose wieder zu.

Andern Tag's wußte alles im Dorfe die Faschings-Gaudi und manche wären gekommen, um den Lenz zu necken und aufzuziehen. Der aber war nimmer da, er war noch in der Nacht davongeflogen. Die Rosl hatte noch selbigen Abend seinen Meister in die fatale unhaltbare Lage seines Gesellen eingeweiht und ihm sein Feiertagsgewand zur Flucht gebracht und ihm seine anderen sieben Zwetschgen nachgeschickt.

Der Lenz hat aber, wie sich's gehört, der armen Rösl ihren Liebdienst in solcher Not nie vergessen. Wie er sich später einen Hausstand gründete, hat er sich die Rosl an den Traualtar geholt und beide sind glücklich geworden. Noch am Hochzeitstage abends aber hat der Lenz sein Weiblein zu seinem Kleiderkasten hingeführt und ihr ein Packl übergeben und hat gesagt: „Heb's gut auf, Rosl! Es ist die selbige Hos'n drinn', du weißt schon, welche. Heb's gut auf, sonst hätten wir zwei wohl nimmer zusammengefunden.

Rosl nahm sie an sich und sprach: „Ja, Lenz, sie ist mir die liebste Hos'n die du je in deinem Leben angehabt und je in deinem Leben geflickt hast. Aber eines fällt mir heute wieder ein, was ich noch immer nicht begreifen kann. Sag mir, warum hast du denn damals gar so mortalisch geschrieen, wie's dir den Tisch wegreißen wollten?“

„Schau Rosl“, erklärte ihr der Lenzl „weil mich der Förster Tyras so damisch gezwickt hat,

---

Gott

Was ist schön?
Schön:
Ist ein Sonnenaufgang
Auf Bergeshöhn,
Ist ein Abend
Im Verklingen,
Ist ein frohes
Vogelsingen,
Ist die Mutter
Mit dem Kinde,
Ist ein Vogelflug
Im Winde,
Ist ein wogendes
Aerenfeld,
Ist ein funkelndes
Sternezelt, —
Alles dies
Ist schön!
Doch schöner ist der,
Der dies alles gemacht,
Ist Gott, der Herr,
Der drüber wacht,
Ist der Herr
In seiner Güte,
Ist die eine
Dreifache Blüte:
Gott Vater,
Gott Sohn und
Gott Heiliger Geist,
Den alles
In allem
Durch alls preist!

Willi Max Scheid.

Der Fürsprech

von H. Schmidt-Martin

Als die Not unter den Menschen groß war, ging ein Mann von Haus zu Haus, um Gaben der Liebe zu sammeln. Ein weiter Mantel hüllte die Gestalt des Fremdlings, und es war nichts Sonderliches an ihm.

Bittend klopfte er an die Tür eines Landarbeiters. „Freund“, sprach er zu ihm, „deinen Brüdern droht Hunger und Frost. Gib dein Teil, auf daß sie nicht verderben an Leib und Seele.“

„Herr“, antwortete der Arbeiter, „ich bin ein armer Mann, und diese zwei Fäuste verdienen weiß Gott nicht mehr, als ich für mich selbst, für mein Weib und Kind brauche. Hätte ich aber eine Kuh und ein Stück Acker wie mein Nachbar, ich würde Euch gerne geben.“

Da blickte der Fremdling traurig in die Augen des Arbeiters, neigte das Haupt und ging zum Nachbarn.

„Gewiß“, sprach der Ackerer, „wohl habe ich eine Kuh, aber schaut selbst, sie steht fast trocken. Zu klein aber ist mein Acker, daß ich von seinem Ertrag auch nur ein Geringes verschenken könnte. Hätte Gott mir aber einen Hof gegeben, einen Bauernhof wie den des Nachbarn, ohne eine wahrhaft christliche Gabe ließe ich Euch nicht aus dem Hause.“

Da blickte der Fremdlig traurig in die Augen des Ackerers, neigte das Haupt und ging zum Nachbarn.

„Schade“, meinte der Bauer, „ihr kommt gerade in einer ungelegenen Zeit. Zu Martini muß ich mein Gesinde löhnen. Auch ist mir gestern das beste Pferd gestürzt. Zudem geht der Arzt in meinem Hause ein und aus. Denkt nicht, ich sei ein harter Mensch! Gott sollte es mir übel vergelten, wenn ich nicht Barmherzigkeit übte, so ich gestellt wäre wie mein Nachbar. In seinen Wäldern klingt die Axt jahraus, jahrein. Tag für Tag kommt ein sicheres Geld in seinen Beutel. Geht einmal getrost zu ihm und laßt nicht locker. Er kann, wenn er nur will.“

Da blickte der Fremdling traurig in die Augen des Bauern und ging zum Nachbarn.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt“, sagte der Waldbesitzer. „In meinen Wäldern geht der Wurm um. Hunderte von Bäumen muß ich umlegen lassen und für billiges Geld an die Händler abgeben. Schon seit langem streite ich mit dem Baron, und was die Prozesse nicht verschlingen, das fressen die Steuern und Abgaben. Gott weiß es, ich bin ein Christ, und reichlich beschenkt solltet Ihr von dannen ziehen, wenn ich nur halb so reich wäre wie mein adliger Nachbar. Wohl bis Sonnenuntergang müßt Ihr wandern, ehe Ihr zu seinem Schlosse gelangt, und was Ihr auch sehet, zur Linken und zur Rechten des Weges, alles ist sein eigen. Ihm steht es darum wohl an, sein Teil für die Armen zu geben.“

Da blickte der Fremdling traurig in die Augen des Waldbesitzers, neigte das Haupt und ging.

Der Arbeiter aber und der Ackerer und der Bauer und der Waldbesitzer, sie konnten den Blick des Fremdlings nicht vergessen. Stand er denn noch immer im Raume und schaute sie an mit dem himmelstiefen traurigen Blick?

„Ich fühle einen Stachel im Herzen“, sagte der Landarbeiter.

„Mir brennt's wie Feuer in der Seele“, sprach der Ackerer.

„Und mir ist's, als habe ich das Allerheiligste verraten“, rief der Bauer.

„Was tobt in meiner Brust, bin ich ein Mörder?“ schrie der Waldbesitzer.

Und sie liefen aus den Häusern, sahen einer des anderen Entsetzen und fragten: „Wer ist der Fremdling?“

Und sie rannten hinter dem Davonschreitenden her und riefen: „Herr, Herr, kommt doch zurück!“

Der Fremdling aber wandte sich um und sprach: „Was rufet ihr mich, so ihr euerer notleidenden Brüder nicht gedenkt?“

---

daß ich gemeint hab', er reiße mir die Wadl weg. Darum!“

Das ist die Geschichte vom „Hemat“-Lenz. Sie ist nicht erfunden, sondern vor ein paar Jahrzehnten wirklich passiert. Ob der Lenz noch lebt, weiß ich nicht. Aber daß er sich auf der Stör nie mehr seine Hose geflickt hat, darfst Du mir auf's Wort glauben.

Pater Ph. Funke's Jubiläum

Unser guter Pater Ph. Funke O.M.J. feierte am 15. August sein goldenes Ordensjubiläum, und fast keiner von uns wußte etwas davon. Selbst der Marienbote hat dieses Fest einfach verpaßt. Wer kennt ihn nicht? Den „alten Präriepfarrer", den „Reiseonkel" und den alten „Brummbär"? Unter diesen und vielen anderen Namen schrieb Pater Ph. Funke O.M.J. für unsere deutschsprechenden Katholiken im Marienboten, in der alten „Westkanada" und vielen anderen deutschen Blättern. Pfeife oder Zigarre in den Mund steckend und wieder herausnehmend, philosophierte der Jubilar jahrzehntelang über Probleme daher, die den größten Köpfen seit langem schon viel Schmerz bereiten, die Pater Funke jedoch in einer Sprache und einer Logik auszudrücken wußte, wie sie nur den allereinfachsten und unverdorbensten Köpfen eigen ist.

Seit ein paar Jahren hat Pater Funke die Feder zur Seite gelegt. Seine Gesundheit machte ihm viel zu schaffen. Das Denken und das Fabulieren ging zwar noch, an der Schreibmaschine war es jedoch nicht mehr so leicht. So kam es denn, daß der Marienbote seit langer Zeit nichts mehr von Pater Funke brachte. Es ist in uns jedoch ein leises Ahnen, daß dieses Schweigen bald sein Ende haben werde. Der Schriftleiter wird ganz in der Nachbarschaft des guten P. Funke's wohnen. Wenn man so nahe beieinander lebt, daß man sich täglich sprechen kann, sollte sich so manches erreichen lassen. Der Schriftleiter hofft, und Pater Funke wird nicht gar lange verneinend den Kopf schütteln. Sein Name wird wohl bald wieder im Marienboten erscheinen.

In unserem Jubilaren haben wir einen der typischen Pionieroblaten des Westens Canadas vor uns. Pater Funke leistete auf fast allen Gebieten unserer noch immer jungen katholischen Kolonien Pionierarbeit. Er war Wandermissionar, Prärie- und Buschpfarrer, er war Theologieprofessor, Schriftsteller, Novizenmeister, Führer im katholischen Vereinswesen (Volksverein) und Provinzialoberer der St. Marienprovinz. Ueberall waren seine weiten Talente tätig, und überall schlugen sie in reiche Früchte aus. Er ackerte an den Seelen unserer Farmer, er erzog Priester, er belehrte in Pfarrkirchen, Missions- und Exerzitienpredigten, er führte die Feder, und er leitete während seines Provinzialamtes einen wichtigen Teil der Administration unserer heiligen Kirche.

Ueberall wo er wirkte und stand, suchte er einen Grundsatz zu verbreiten: Verwickelt die Geschichte nicht, macht alles so einfach wie nur möglich. Nicht große Sprache, einfache Sprache. Keine komplizierten Pläne, einfache Pläne. Und überall die ganz einfache Liebe zu Gott und zum Nächsten. Die ganz einfache Liebe des Kindes zur Mutter und zum Vater!

Nach diesen Grunsätzen lebte und wirkte Pater Funke sein ganzes Priesterleben lang selbst. Frömmigkeit und Gemüt sprachen immer und sprechen heute noch aus allem was er sagt, schreibt oder tut. Es wird wohl kaum noch einmal einen zweiten Pater Funke geben, einen Mann mit so viel Herz und mit so viel Hirn, das Größte erfassen und mit Gemüt und klarster Kindlichkeit ausdrücken zu können.

Die Marienbotenleser sollten einmal die alten Marienbotennummern nachschlagen und lesen, was und wie Pater Funke schrieb, wenn es galt, über Mitbrüder etwas Gutes zu sagen. Starb einer unserer guten Oblatenpriester, hatte irgend einer unserer Patres ein Jubiläum zu feiern, wandte sich der Schriftleiter immer an Pater Funke mit der Bitte, über den Vorstorbenen oder den Jubilaren für den Marienboten etwas zu schreiben. Keiner konnte das so gut wie Pater Funke. Immer schrieb er überraschend neu. Wenn man sein Zeilen las, mußte man sich sofort sagen: So und nicht anders ist der Mann, den Pater Funke beschreibt. Pater Funke schrieb nie nur von den äußeren Taten seiner Mitbrüder. Er schrieb, als wenn er ihnen aus der Seele läse. Dem Schriftleiter war es immer besonderer Genuß, des Jubilaren Manuskripte zu lesen.

Nun hat Pater Funke sein eigenes Jubiläum gefeiert, und wir alle hatten es verpaßt. Wer er richtig ist und wie er richtig ist, wagen wir garnicht

zu beschreiben. Uns läuft die Feder nicht so leicht wie ihm, dem alten Veteranen der Priestergüte, der Priesterweisheit und der Priesterliebe. Wir können ihm jedoch unsere allerfreudschaftlichsten Glüswünsche aussprechen. Möge Gott unserem guten Pater Funke noch recht viele Tage frohen Schaffens geben. Der Marienbote hat viel Raum für seine Arbeit. Am Tage des goldenen Priesterfestes, den Pater Funke in ein paar Jahren begehen wird, werden wir nachholen, was dieses Jahr versäumt worden war. Bis dahin werden die Leser wohl wieder den Namen „Ph. Funke O.M.J." oder „Reiseonkel" oder „Brummbär", „Kratzbär", „Der alte Weltverbesserer" im Munde führen.

Gottes Segen, hochw. Pater Funke, und auch Gnade schönster Stunden Ihres Priesterabends. Tage des Schaffens und des Wirkens nach der Melodie der frommen Weisheit der Alten!

Danksagung

Ich danke dir, o Gott,
Daß du mich hast erschaffen
Aus nichts,
Daß du mich hast gemacht
Aus Gnade zu einem Kinde des Licht's.
Ich danke dir, o Gott,
Daß du mir gute Eltern gabst,
Daß du mich immerfort
Durch Trost und Kraft und Hilfe labst.
Ich danke dir, o Gott,
Daß deine Liebe mich nie vergißt,
Daß deine Güte mir
Die vielen Gaben so reichlich mißt.
Ich danke dir, o Gott,
Daß du mich ladest an deinen Tisch,
Damit das heilige Mahl
Die Seele mache stark und frisch.
Ich danke dir, o Gott,
Doch all mein Danken reicht nicht weit
In dieser Zeit,
So laß mich denken in Ewigkeit.

Der Vater ein „Guter Hirt"

1. **„Ich bin der Gute Hirt."** Immer wieder ein greifendes Evangelium, Christus ist Hirte. Wir sind seine Herde. Er kennt jeden, sorgt für jeden, schützt jeden vor dem Wolf. Was für eine Gnade ist es um die Geborgenheit des Christentums!

Da drängt sich ein Gedanke auf: Ist nicht auch jeder Hausvater ein Guter Hirt? „Ist" mag etwas zuviel gesagt sein. Sollte es sein!

Vater — was für ein herrlich tiefes Wort ist das doch! „So hochgeehrt war immer unter den Menschen der Name Vater, daß man keinen schönern Namen für Gott finden konnte", schreibt Kuckhoff in seinem wertvollen Buch „Vater". — Du magst Bauer, Spezialarbeiter, hochgestellter Beamter, Fabrikherr, Gemeinderat, Richter oder Nationalrat sein: alles das erfüllt dich mit Stolz, es bringt dir Ehren und Lorbeeren, Ansehen und Einkommen ein . . . aber, was ist das alles gegen das andere, das du auch bist — Vater! Es gibt auf Erden nur ein höheres Amt, nur eine wundervollere Funktion: das ist der Priester bei der heiligen Verwandlung.

Als Berufsmann, Handwerker, Fabrikarbeiter stehst du wahrscheinlich im Werkbetrieb eines andern, sicher im Dienste des Gemeinwohles. Als Beamter und Regierender schaffst du im Dienste deines Volkes und Landes. Als Vater aber stehst du direkt im Dienste Gottes und in seinem Auftrag. Daher auch in seiner Verantwortung. „Der Vater soll zu Gott an jedem Tage beten: ‚Herr, lehre mich dein Amt beim Kinde recht vertreten!'" (Rückert). — „Dein Amt!" Die Familie des Hausvaters ist ein kleiner Teil der Familie des Gottvaters. Es müssen also beide das gleiche wollen, erstreben und bewirken: das Heil und Leben der Familie. Und Gott will das irdische und das ewige Leben. So muß es auch der Hausvater wollen.— Markant sagt St. Augustinus: „Der Vater soll durch seine Ermahnungen alle die Seinen zu Christus und zum ewigen Leben führen; er soll Güte spenden und Zucht üben. So wird er in seinem Hause ein kirchliches, ja ein bischöfliches Amt verwalten als Diener Christi, daß er in Ewigkeit mit ihm verbunden sei."

Ob sich wohl viele Väter dieses Hirtenamtes bewußt sind? Man müßte die Söhne und Töchter befragen, was sie von ihrem Vater halten.

2. **„Ich kenne die Meinen."** — Das wäre schon viel, wenn ein Vater seine Kinder (und die Frau!) wirklich kennt . . . durch und durch . . . mit allen Veranlangungen und Vererbungen . . . in allen Herzenssorgen und brennenden Geistesfragen. Viele Väter chennen die Ihrigen bloß nach dem Namen, nach Tschopenlänge und Schulklasse, nach Schuhnummer und Kleiderpreis . . ., vielleicht auch nach der Summe des monatlich abgelieferten Kostgeldes! Dieser letzte Punkt ist eine Zeitwunde. Viele Familienstuben sind zur bloßen Kostgeberei, zum Restaurant degradiert worden. Man kommt, sitzt an den Tisch, schimpft über die einäugige Suppe, wischt den Schnabel, wirft am Monatsende ein paar Nötli vor die „Serviertochter Mutter" . . . und haut's ab. So der Vater, so die Söhne. Blitztempofamilien. Speisewagenhäuslichkeit! . . . So geschwind zwischen zwei Vereinsversammlungen, zwischen zwei Vorstandssitzungen oder Klub- und Kegelabenden sehen die Kinder ihren Vater (wenn sie ganz rasch hinschauen oder nicht schon im Bett . . . oder selber im Kino sind!).

Der große Kirchenfürst von München, Kardinal Faulhaber, klagt: „Ist das recht, wenn der Familienvater jeden Sonntag und den ganzen Nachmittag und tief in den Abend hinein von seiner Familie fern ist? Wenn er überall daheim, nur daheim nicht daheim ist?" — Und dann fährt der eindringliche Prediger fort: „Der Vater war die erste Autorität von Gottes Gnaden und trägt eine Krone, die ihm kein Mensch vom Haupte reißen kann. Er darf aber dieses heilige Vorrecht nicht mißbrauchen unde nicht zum Tyrannen der Familie werden!" — Um die Seinen kennenzulernen, braucht es Zeit. Zei haben, ihr Väter! Zeit für die Kinderfragen, für die Ängste, für die Lebensrätsel; Zeit auch für Freude, Feierabend, Liebe und trauliche Heimligkeit; Zeit auch für die Gattin und Mutter, die genau wie du, Vater, ihren Tag und manche Nacht für die Familie hinschenken muß, und zwar gar oft wirklich . . . mutterseelenallein! — Peter Lippert hat recht: „Vater, du bist deinen Kindern geschenkt, du bist die große Gnade oder das große Verhängnis ihres Lebens!" Gnade oder Verhängnis: was für ungeheuerliche Worte!

3. **„Ich gebe mein Leben . . ."** — Das tut der Gute Hirt. Eine Mutter kann es auch. Mancher Vater wäre heldenmütig bereit, die Seinen unter Einsatz seines Lebens aus drohender Augenblicksgefahr zu erretten: auf einmal, in heroischem Einsatz, wäre er zu allem bereit, ja! . . . aber er ist nicht bereit, sein Leben für die Familie zu zertröpfeln: die Tage, Stunden, abendlichen Minuten zu schenken. Man kann das Leben auch hingeben in Geduld. Vielleicht ist sie größerer Heldenmut als ein Sprung ins Feuer.

Von einem reichen Papa mit Garage und eigenem Wagen erzählt man: Der Herr Direktor kauerte im Uebergewand unter seinem blitzblanken Sechsplätzer. Sein kleiner Sohn schaute zu. — „Gelt, Papa, diese Arbeit kannst du nicht dem Chauffeur überlassen, das mußt du selber machen?" — „Ja, Kind, so ein Wagen ist eine Kapitalanlage: da lohnt sich Zeit und Mühe, zum Rechten zu schauen!" — „Gelt, Papa . . ., ich bin keine Kapitalanlage?" — „Du? . . . Was frägst du solch merkwürdiges Zeug?" — „Weil du für mich nie soviel Zeit hättest wie für den Wagen . . . und nie so viel Geduld, Papa!"

Falls du ob diesem Geschichtlein verlegen wirst, Vater, dann leg die Zeitung weg, ehe dein Sohn sie entdeckt. — Wenn du aber noch etwas Zeit hast, dann höre den Rat eines Weisen: „Schenkt Gott dir einen Sohn, so sei bis zu zehn Jahren sein Herr, bis zu zwanzig Jahren sein Vater, von da an sein Freund." — Auch St. Paulus hat einen zeitgemäßen Familienbuchvers geschrieben: „Wer für die Seinigen, zumal für seine Hausgenossen, nicht Sorge trägt, hat den Glauben verleugnet und ist schlimmer als ein Ungläubiger" (1 Tim. 5, 8). — Das ganze Geheimnis des väterlichem Hirtenamtes liegt im alten Stubenspruch: „Es ist so schön zu sorgen für Menschen, die man liebt".

Pilgrim.

Frische Gräber

Frische Gräber weit und breit,
unbegraste Erdenwellen,
sieht man aus dem Friedhof schwellen,
diese böse Siechtumszeit!

Kinder zart ins Grab gesenkt,
Eltern, die zu früh entschliefen:
Wunden in des Herzens Tiefen
reißt es, wenn man daran denkt!

Des Holler Donats letzter Tag

Von
Sophie Freiin von Künsberg

Mattes Morgenzwielicht zog durch den Winterwald und drang durch die kleinen Fenster der Winterstuben, in der fünf Holzknechte bei ihrem Frühimbiß saßen und dem fetten Schmarrn wacker zusprachen. Der älteste der kräftigen Arbeiter, der die Hausvaterrolle in der kleinen Winterherberge übernommen hatte, warf ein großes Buchenscheit in den offenen Herd, der mitten in dem niederen Raum stand und seine Wärme nach allen Seiten ausstrahlte.

„Nur noch gut einheizen, bevor wir nausmüssen!" sagte er. „Es ist heute ein kalter Tag, da ist es gut, wenn man ein bißl Wärme mit 'nausnimmt."

Ja, einheizen kann er, der Benkelvater, lacht der Trainersepp. „Kocht ja der Weihbrunn bald im Krügerl bei der Tür."

„Wenn der nicht so ein frommes Mannsbild wär, tät ihn der Gangerl am liebsten gleich holen, denn wenn der da drunten einschüren hilft, friert keine arme Seel' mehr."

Die andern Holzknechte lachten: „Nein, den läßt der Gangerl einmal sauber stehen, denn wenn er den mit sich 'nunter packen tät, der tät ihm ja die ganze Höll bekehren!"

„Alles was recht ist!", warf jetzt ein junger kräftiger Arbeiter, der Hollerdonat ein, „aber wie's der Benkelvater noch in seinem Alter treibt, das geht zu weit. Der sollt' doch über das Zeugs 'naus sein! Was hat das für einen Sinn, wenn er sich immer ein bißl mit Wasser anspritzt, bevor er an die Arbeit nausgeht. Ich trink lieber einen tüchtigen Schluck Schnaps. Der hält mich dann besser warm in der Hundekälten. Ich versteh' überhaupt nicht, für was wir das G'raffel immer herin hängen lassen. Wir sind doch alle erwachsen vernünftige Menschen. Da braucht's keinen solchen Larifari mehr!"

„Es wird wohl ein jeder von uns sein Weihbrunnkrügl zu Haus in der Stuben hängen haben. Dazu ist keiner zu alt," bemerkte der Benkelvater.

„Bei mir gibt's nichts von solchem Zeug in der ganzen Wohnung," sagte der Hollerdonat verächtlich. „Meine Frau hätt' am Anfang auch so etwas einführn wollen und hat zur Tür und neben's Bett auch so eine Spielerei hing'hängt. Da bin ich aber anders wild geworden und hab' ihr das ganze G'raffel auf den Misthaufen 'naus geworfen. Da hat's hing'hört. Wenn eins Weihwasser nehmen will, so kann's ja in die Kirch' gehen. Da steht ein ganzer Kübel voll dort. Meine Lies hat mir dann auch nix solch's mehr ang'fangt. Die kennt sich schon aus bei mir. Und das sag' ich euch gleich, wenn bei mir 's End' einmal hergeht, kein Tröpfel Weihwasser braucht mir einer zu geben, das hat einmal



gar keinen Wert. Wenn ich drüben bin, brauch ich nix mehr von herüben. Ich will von all dem ganzen Zeug nix wissen. Ich find mich selbm zurecht. Ich brauch' kein Pfarrer und keine lange Sterblehr. Ich find' schon mein Weg allein.“

„Bei dem Weg möcht ich nit mittun“, bemerkte der Trainersepp. „Ich mein, wenn du so fortmachst, marschierst du gradweg in die Höll' nunter. Und so eine Ewigkeit da drunten sitzen. Du, mein Liaber, da verganget dir dein Humor und du täst sauber wünschen, daß du deine Sach' revierig in Ordnung gebracht hätt'st, bevor du 'nüber bist. Da wär' dir ein geistlicher Herr ganz recht, wenn er noch was bei dir tun könnt.“

„A was, Höll', a was, Ewigkeit! Haltens andere aus, wird's für mich auch noch zum dermachen sein. Und mei Liesl weiß, wie sie's einmal zu halten hat, die kennt sich scho aus bei mir!“

„Da kennen sich schon noch mehr aus, daß dein arm's Weib keine guten Täg' bei dir hat und is' doch so a brav's Leut, bemerkte der Trainersepp, indem er seine Lodenjoppe anzog. Auch die andern Holzknechte machten sich wegbereit und verließen die Winterstube.

Der Tag war hell und nicht kalt. Nur gegen Abend setzte ein Schneegestöber ein und die Holzarbeiter waren froh, wieder in den schützenden Unterstand zu kommen. Dort war der Benkelvater gleich wieder mit dem Herdfeuer und der Bereitung des Abendschmarrns beschäftigt. Ein Pfund Butter verschwand in der mächtigen Panne und umfing den Teig, der aus Mehl, Wasser und Eiern zusammengerührt war. Die Männer hingen ihre Joppen auf die Trockenstange, zogen die nassen Stiefel aus und warme Strohschuhe an und machten sich's auf der breiten Bank, die den Wänden entlanglief, bequem.

Da sah der Benkelvater von seiner Pfanne auf, in der er sorgsam den werdenden Schmarrn bearbeitet hatte und fragte:

„Wo is' denn der Hollerdonat blieben?“ Ich hab gedacht, er hätt' mit dir zusamm' gearbeitet, Sepp?“

„Das hat er auch, aber wie ich heim bin, is' er noch a bißl seine

Der Schriftleiter zieht wieder um!

Allemal, wenn die Oblatenpatres im August nach Battleford in die Exerzitien fahren, beginnen die Leute herumzuraten. Kommt unser Pater zurück? Oder wird er versetzt?

Auch in der St. Petergemeinde zu Cosine, Sask., wo der Schriftleiter des Marienboten seit September 1948 wohnte, wurde während der letzten Wochen viel über die Möglichkeit der Versetzung „ihres Paters“ geredet. Als Pater Schnerch O.M.J. aus dr Nachbarpfarrei Macklin nach Battleford berufen wurde, sagten die St. Peterer: „Jetzt wissen wir genau, daß unser Pater auch gehen wird.“ Sie fragten den Pater fast jeden Tag, ob er zu gehen habe, und sie erhielten tagtäglich dieselbe Antwort: „Ich habe noch keinen Brief vom P. Provinzial erhalten.“

Es kam auch kein Brief. P. Provinzial sagte es dem Schriftleiter mündlich, daß er sich im September in Battleford stellen müße, um ein Lehramt am Priesterseminar zu übernehmen.

Wenn dieser Marienbote kommt, ist der Schriftleiter bereits in Battleford. Alle Post an den Schriftleiter ist von jetzt ab nach Battleford, Sask., Marian Press, Box 249 zu senden.

Den guten Leuten von St. Peter und St. Donatus möchte der Schriftleiter noch einmal freundlichsten Dank für alle Liebe und Anhänglichkeit aussprechen, die sie ihm während seines zweijährigen Aufenthaltes in Cosine so überreichlich zeigten. Wir konnten keinen Abschied feiern, da der Schriftleiter von seinen Oberen gebeten wurde, nichts von seiner Versetzung verlauten zu lassen. Als die Versetzung vermeldet wurde, war es fürs Abschiedsfeiern bereits zu spät.

Gott segne Euch, liebe Leute. Es wäre des Schriftleiters größte Freude, unter seinen Priesteramtskandidaten recht bald viele Söhne St. Peters und St. Donatus zu sehen.

Alle Post an den Schriftleiter und an den Missionsverein bitte von jetzt ab an folgende Adresse zu senden:

Box 249, Battlford, Sask.

eig'nen Weg' gegangen. Der wird schon g'wußt haben, warum." Und der Trainersepp lachte.

Der Benkelvater horchte auf.

„Was meinst damit, Sepp? Der Bursch wird doch nicht wieder dem Wild nachgehen, wie früher. Das wär' eine Gemeinheit, wo wir in der Arbeit beim Revierförster stehen. Und wie hab' ich ihn das letztemal verwarnt, daß ich ihn anzeig', wenn ich ihn noch einmal bei einer Rehschlinge treff'. Es soll nit heißen: Die Holzknecht von der Rehleiten stekken ihren Lohn ein und fangen sich's Wild auch noch dazu weg.

Dem alten ehrlichen Arbeiter war die Stimmung an diesem Abend gründlich verdorben. Sein so sorgfältig zubereiteter Schmarrn schmeckte ihm nicht und die Flasche Bier, die vor ihm stand, war noch nicht entkorkt. Bei jedem leichten Geräusch das er draußen hörte, horchte er auf, ob nicht der Donat käme. Aber er horchte vergebens.

Die Knechte streckten sich auf die Strohsäcke, die sich auf der etwas erhöhten Liegerstätte an der einen Wand der Stuben befanden. Der Hansjörg, der jüngste der Arbeiter, der den Benkelvater noch auslugend beim kleinen Fenster stehen sah, sagte:

„Benkelvater, den d' erwartst heut' nicht mehr. Leg' dich nur ruh'g aufs Ohr. Heut' hat der leicht ein Stückl g'fangt und das bringt er in Sicherheit, bevor der Förster auf seinem Abendgang am selbigen Platzl vorbeikommt. Er weiß schon wo er es hinbringen kann." Und der junge Bursch lachte: „Dumm ist er nicht der Donat. Da hat er dann schnell was beinander, und der Beutel wird besser voll, als nur mit dem Arbeitslohn."

„Schon recht, aber mit was für einem Geld?" fuhr der Benkelvater auf. „Einen Judaslohn streicht er mit seiner saubern Gaunerei ein! Das ist nix anders, als daß er seine eigene Seel' wegen so einem lumpigem Geld verkauft. Dem Jagdbesitzer 's Wild wegfangen is' a grobe Sünd'. Sel is' g'wiß. Und wenn er sich gar nie nix sagen laßt, muß man 's schließlich doch zur Anzeig' bringen. Sonst heißt 's schließlich noch, wir sind die Hehler. Ich hab' ihn grad' g'nug verwarnt."

„Mir tut nur seine arme Frau leid. Er ist so ein grober Kerl und sie ist so ein brav's Leut!"

„Ja, ein schwar's Hauskreuz hat die schon, aber was kannst machen. Wenn ein's da is' is' da," sagte der Trainersepp, drehte sich in seine dicke Wollkotze ein und wandte sich auf die Seite.

Das Licht war gelöscht, die schweren Buchenscheiter glommen noch in der Feuerstätte und die müden Arbeiter lagen bald in gesundem, tiefem Schlaf. Alle bis auf den Benkelvater. Der schloß kein Auge in dieser Nacht. Der Gedanke, daß einer seiner Holzbuben wirklich auf Jagdfrevel ausging, ließ ihm keine Ruhe. Vor Morgengrauen, als noch keiner seiner Schlafgenossen sich regte, stand er auf, zog seine schweren Schneestiefel und langen Gamaschen an und verließ die Winterstuben. Der Schnee lag tief, denn es hatte die ganze Nacht in großen, dichten Flocken geschneit. Vonder Fuchspfad, der zur Hütte führte, war nichts mehr zu sehen. Der alte Mann arbeitete sich tapfer durch die Schneemassen weiter in den Wald hinein. Der Hansjörg hatte ihm den Platz, an dem Rehschlingen aufgestellt waren, verraten und den Benkelvater drängte es unwiderstehlig an die bezeichnete Stelle, um sich vom wahren Tatbestand zu überzeugen. Er fand dann auch wirklich die Drahtschlinge an einem Baum befestigt. Sie war wieder bereit gerichtet, doch der Neuschnee hatte jede Spur verdeckt und der entrüstete Holzknecht konnte nicht feststellen, ob am Abend zuvor schon ein Fang gelungen war. Er riß die Falle fort und verließ in erregter Stimmung die Fundstelle. Es war noch sehr früh am Morgen. Der Mond stand hell am Himmel und sandte seine Lichtstrahlen durch das Geäst der alten Buchen über den Schnee. „Ob er beim Rehwechsel tiefer d'runten auch noch seine Lumpereien treibt? Zeit ist noch, daß ich nachschau', bevor die andern aufstehen. Aber nachher komm' ich ihm. Der kann sich freu'n!" dachte der Alte.

Er wollte den Absteig über den steilen Hang antreten, da hörte er tiefer unten ein leises Stöhnen. Der alte Mann rief, ob jemand Hilfe benötige. Als Antwort, wieder das leise Stöhnen, doch diesmal schmerzlicher, vernehmbarer. Der Benkelvater horchte gespannt, von welcher Richtung es kam; sein noch immer scharfes Auge entdeckte am Fuß des Abhanges etwas Dunkles aus dem Schnee vorschauen. Schnell entschlossen stieg er die steile Anhöhe hinunter. Es war ein gefährliches Unternehmen. Der Wind hatte die Oberfläche der weißen Decke glattgefegt, doch zwischen dem Moosgrund, den sie verbarg, ragten verstreut spitze Felsstücke und waren eine verborgene Gefahr für den Fuß, der den Abstieg wagte. Der alte Holzarbeiter kannte jedes Fleckchen im Umkreis des ganzen Waldbestandes. Er stieg langsam, vorsichtig, mit

den Füßen sicheren Grund suchend, abwärts. So bedacht und prüfend, als wäre sein Sinn auf nichts anderes gerichtet, als auf den Weg, der vor ihm lag. Und doch stürmte ein schlimmes Ahnen in seiner Brust: „Obs der Donat ist, der hier verunglückt liegt?

Endlich langte der Benkelvater trotz der Kälte, die durch den Wald zog, in Schweiß gebadet am Fuß des Abhangs an und stand vor der Stelle, an der nur der Kopf und der Arm eines Menschen aus dem Schnee vorschaute. Der alte Mann sah in das schmerzverzerrte Gesicht des Hollerdonat. Der war wohl über den steilen Abhang abgestürzt und mußte die ganze Nocht über regungslos gelegen sein, da der fallende Schnee ihn so schwer eindecken konnte. Der Benkelvater beugte sich in ergriffenem Mitgefühl über ihn und sagte teinehmend:

„Was ist denn mit dir Donat? hast recht Wahdam? Kommst nimmer auf? Ich werd' glei meine Holzbuam holen, dann tragen wir dich 'nauf."

Er erhielt nur immer wieder die stöhnende Antwort:

„Ewigkeit — Ewigkeit, — eine ganze — lange Ewigkeit lieg' ich schon da!"

Der alte Mann hielt es für das Geratenste, sofort in die Winterstuben zurückzukehren und Hilfe zu holen. In einer halben Stunde umstanden die vier Holzarbeiter den verunglückten Mann, befreiten seine erstarrten Glieder von der dichten Schneehülle, die auf ihm lag und trugen ihn in Decken gewickelt auf einer schnell zusammengestellten Bahre in die Winterstuben. Der Benkelvater versuchte ihm etwas warmen Kaffee einzuflößen, doch der Donat nahm das Gebotene nur tropfenweis und gab wenig Lebenszeichen mehr von sich.

„Er muß sich erst ein bißl auswärmen", bemerkte der Hansjörg. „Laßt ihn nur stad liegen, nacher wird's schon wieder."

„Sel geht nit", erwiderte der Benkelvater. „Da muß der Doktor her. 'nunterbringen könnten wir den nie so, wir wissen ja nit, wo und wie weit 's fehlt. Trainer sepp, du bist ein flinker Bursch. Lauf nach Thalham zu seiner Frau, die kann nach dem Doktor seh'n und dir ein bißl Sach' für ihren Mann mitgeben. So Weiber wissen schon, was für so einen nötig ist. Sie selbst kann doch nit 'rauf Wie wollt' das eine Frau bei dem tiefen Schnee schaffen!"

„Niemand ist so arm und nackt, niemand ist so krank, so hungrig, so durstig, als der, welcher ohne Gotteserkenntnis und Gnade dahinlebt"
(Pius XI.)

„Zum Pfarre geh'n wird nit notwendig sein," sagte der Trainersepp, der sich sogleich zu seinem Gang fertig machte. Der alte Herr kann den Weg 'rauf auch nit machen, das dürft' man ihm nit zumuten Und 's wär' ja doch umeinsunst, das hast heut' früh g'hört."

„Da laß seine Frau dafür sorgen, die ist ein brav's, ausdenkt's Leut. Die trifft schon 's Rechte."

Stunden vergingen langsam. Die Holzknechte hatten sich an ihren Arbeitsplatz begeben, nur der Benkelvater war bei dem Schwerverletzten geblieben. Nach und nach kam dem Donat das Bewußtsein wieder, wo er war und wie sich das Unglück abgespielt hatte. Aus den wirren Reden, die er beim ersten Erwachen geführt, hatte der Benkelvater den Tatbestand erraten. In der Schlinge, die der Donat gestellt, hatte sich eine schwere Rehgeiß gefangen, die unter dem Messer des Wildiebes verenden mußte. Er wollte dann seine Beute so schnell wie möglich in Sicherheit bringen, doch beim Niedereilen über den steilen Abhang war sein Fuß an einen der spitzen Felsblöcke gestoßen, der Donat war zu Fall gekommen, und über die ganze Höhe niedergestürzt. Ein Fuß und ein Arm waren gebrochen, das Rückgrat war verletzt, auch auf der Brust fühlte er heftige Schmerzen. Der Benkelvater ahnte, daß der Donat nicht mehr lebend aus der Winterstuben gebracht würde.

Dem Schwerverletzten kam wohl ein gleiches Bewußtsein des gefährlichen Zustandes, in dem er sich befand, denn aus allem Jammern klang dann immer wieder das Aufstönen: „Ewigkeit, Ewigkeit, was muß erst die Ewigkeit was Furchtbares sein, wenn schon so eine einzige Nacht hat kein End' nehmen wollen! — Nix wie Schmerzen; und die Angst vor'm lebendig ein'deckt werden und kein Mensch da, der dir hilft! O so eine Ewigkeit! Und 'nüber mußt, ob du's willst oder nit! Ach, so eine Nacht, so eine Nacht! Und so eine Nacht is' wie eine Ewigkeit, und is' doch noch nit die Ewigkeit! — Umden Verletzten zu trösten und zu beruhigen. Ratlos dachte dann der Benkelvater nur immer: „Wenn wir nur den Herr Pfarrer 'rauf, oder den Donat 'nunter bringen könnten!"

Endlich hörte er ein Geräusch vor der Türe, sie wurde möglichst

leise geöffnet und zu seinem nicht geringen Erstaunen trat Donats Frau ein. Sie streifte ihren Lodenkragen und den Rucksack, den sie trug, ab und kam zum Lager der Verunglückten, in dessen Nähe der alte Holzarbeiter saß. Der Donat winkte der jungen Frau schwach zu.

„Bist doch 'raufkommen? Das ist recht."

„In so einem Fall g'hört die Frau zum Mann", sagte sie einfach. „Mir hätt's keine Ruh' g'lassen drunten. Hast recht Wehdam, Donat? Ich kunnt dir auf d'letzt ein bißl helfen."

Der Verletzte jammerte und klagte über seine Schmerzen und die junge Frau kühlte ihm mit nassen Umschlägen die gebrochenen Glieder. Sie hatte eine Flasche Wein und kräftige Fleischbrühe aus dem Wirtshaus des Dorfes geholt und mit heraufgenommen. Sie brachte dem Verwundeten ein Glas Wein und wärmte die Suppe. Der Donat fühlte die Wohltat ihrer tätigen liebevollen Teilnahme. Aber trotz des Bewußtseins, daß er jetzt geborgen und von aller Sorgfalt umgeben und gepflegt war, stand das Grauen und die Todesangst de vergangenen Nacht noch mit entsetzendem Erinnern vor ihm. Eine Ewigkeit muß kommen und sie wird kommen in noch größeren Qualen, in Schrecken und Verlassenheit. O nur einen Trost, nur eine Hilfe in dieser furchtbaren Gewißheit.

„Meinst, daß ein geistlicher Herr raufkommen könnt'?" fragte er seine Frau. „Nein, nein, bei dem Weg und dem vielen Schnee geht keiner 'rauf und wenn einer käm, was tät' er denn bei mir? Wenn er mir auch einen Segen geben tät', der greift doch nimmer an bei mir!"

„Müßtest halt vorher mit deinen Sünden weiter machen, dann könntest du alles wieder haben," sagte das junge Weib.

„Was — beichten meinst? Da spricht mich doch keiner los!" Der Donat zog die Stirne in schwere Falten und atmete mühsam. „Was hab' ich g'schimpft und g'flucht in meinem Leben und unsern Herrgott g'lästert, in keine Kirch' bin ich 'gangen seit vielen Jahren, keine Ostern hab' ich g'halten, nix, nix — — g'lacht hab' ich drüber und mein G'spaß drüber g'habt — 's Wild hab ich z'samm gfangen und verkauft, damit ich Geld zum lustig sein am Sonntag g'habt hab — und grad g'nug hab' ich da z'samm bracht — und dann die Räusch! und was sonst alles noch gewesen ist. Da soll mich dann einer davon lossprechen — das tut mir kein Pfarrer, selbst der Bischof tät's nit — Nein, da gibt's nix mehr für mich"!

„Schau, Donat, so darfst nit reden," suchte seine Frau zu beschwichtigen. „Da gibt's Menschen, die noch mehr auf ihrem G'wissen haben, und 's wird ihnen vergeben. Denk' an einen Mörder, den 's 'nausführen, der hat vorher auch seine Rechnung mit unserem Herrgott g'macht, hat die Absolution bekommen und weiß, daß der Himmelvater ihn wieder aufnimmt, wenn er 'nüberkommt. Und das ist doch weit anders g'fehlt als wie bei dir."

Der Verletzte versuchte ein kurzes bitteres Lachen: „Mörder, Mörder — — so kannst mich auch nennen. Ich hab' auch schon einmal einen 'nüber g'schafft — den Bernbaltl — den Jäger burschen. — Weißt es noch, wie 's den g'funden haben mit der



durchschossenen Brust? — Der ist mir schon lang unkommod g'wesen. Und einmal hat er mich bei mei'm G'schäft getroffn und hat Ernst machen wollen — no — da hat er d'ran glauben müssen! — Ich hätt's ja nit tun wollen — aber in der Aufregung — weißt ja wie's bei mir is'. Ich bin halt immr ein jähzorniger Kampl gewesen. — Aber g'scheh'n is' g'scheh'n und von so was kommt man nimmer los in alle Ewigkeit nit! — O die Ewigkeit, die lange, lange Ewigkeit! stöhnte er wieder.

Die junge Frau, die ihrem Mann soeben einen frischen Umschlag gemacht hatte, war totenblaß geworden. Sie hielt die Hand eines Mörders in der ihren. Ein kalter Schauer durchbebte sie. — Ein Mörder — der ihr angetraute Mann war ein Mörder. Auch den alten Benkelvater hatte ein scharfer Stich in's Herz getroffen. Er kannte ja den HollerDonat als leichterregbaren ungebärdigen Menschen, der stets seine eigenen Wge ging — aber daß er einen Mord auf dem Gewissen hatte — einer seiner Holzbub'n war ein Mörder! Reglos blieb der alte Mann am kleinen Fenster stehen und starrte in den winterlichen Wald hinaus.

Die junge Frau hatte sich wieder gefaßt. Mit aller Willenskraft drängte sie das Entsetzen, das lähmend auf ihr lag, nieder. Das tiefe Mitleid mit dem verstörten, leidenden Mann gewann die Oberhand und sie suchte wieder zu trösten.

„Unser Herrgott is' ja barmherzig. Deswegen hat er ja so viel gelitten, um g'rad auch die Sünder zu retten. Wenn du alles von deinem Leben aufrichtig bereust, weil er so gut is', dann verzeiht er dir g'wiß wieder. Er will ja, daß wir alle zu ihm 'nauf kommen. Da wird er schon auf dich hören, wenn du recht drum bittest, daß er alles wegwischt, was du g'fehlt hast."

„Heut früh hat er schon auf mich g'hört und d'rum glaub' ich wieder an ihn", war Donats mühsame Antwort. „Vorher hab ich ja nie nix von ihm wissen wollen. Aber, wie ich so dag'legen bin, inwendig alles wie Feuer vor lauter Schmerzen und dazu Händ' und Füß' erstarrt vom Frost und der Schnee hat mich eindeckt immer mehr und mehr, da is mir anders wordn. Ich hab' denkt — jetzt werd' ich lebendig begraben. Du kannst nit wissen, wie so was is' — ich aber weiß es —es is' die halbe Höll'. Ich war dem Verzweifeln nah und hab' mir immer vor g'sagt: „Nur mein Messer 'rausbringen — ich tät's mir in 's Herz stoßen — nachher wär's gar." — Aber 's wär' ja nit gar g'wesen, nacher wär' erst die Ewigkeit gekommen — da hab' ich ang'fangen eine Angst zu kriegen vor der schrecklichen Ewigkeit. Und wie ich mich gar nimme aus kennt hab in meinem Elend, da hab' ich d'ran denkt, daß du immer g'sagt hast: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten." Früher hab' ich über so 'was g'lacht. Aber jetzt hab ich unsern Herrgott um Hilf ang'rufen soviel schon, nachdem ich viele Jahre lang nicht mehr bet hab. — Und da is' der Benkelvater gekommen und sie hab'n mich 'raufgebracht. Und jetzt glaub' ich wieder an einen Himmelvater.

Der Kopf des Verletzten sank müd' zur Seite und der Donat atmete schwer. Seine treue Pflegerin reichte ihm wieder stärkenden Wein. Er nahm einen Schluck; „Schau", sagte sie, unser Herrgott hilft ganz g'wiß auch weiter. Der Doktor kommt doch vielleicht heut' noch 'rauf; er war schon übr Land, wie ich zu ihm bin. Oder vielleicht können wir dich 'nunterbringen und du kannst dann alles recht machen. Ich bin auch im Pfarrhof g'wesen. Der junge Herr is' zu seiner Mutter fortg'fahren, die liegt im Sterben. Und der alte Herr Pfarrer hat ja die Gicht, der könnt' nie so weit 'rauf. Der Schnee is' tief



und 's gibt schreckbar viel G'waden auf 'm Weg. Aber nunterbringen werden sie dich doch schon können mit einem guten Schlitten.

Sie suchte in ihm eine Hoffnung zu wecken, die sie selbst nicht hatte. Sie ahnte es: Der kommt wohl nicht mehr lebend aus der Winterstub'n. Aber wie muß er jetzt hinübergehen? Ohne Segen der Kirche, ohne Lossprechung des Priesters — und die furchtbare Last auf dem Gewissen! „Mörder — ein Mörder" — schrie es immer in ihr auf: „Mein eigner Mann ein Mörder!"

Die Wände der Winterstub'n wurden ihr zu eng, die rauchige Decke schien sie erdrücken zu wollen. Sie mußte mit ihrer Angst einen Augenblick in die frische Winterluft hinaus. Gab es denn keine Hilfe für die arme Seele des sterbenden Verbrechers. Gar keine Rettung für die lange Ewigkeit? Sie trat vor die Haustüre und spähte den verschneiten Weg hinunter. Vielleicht könnte das Unmögliche doch möglich werden und der Herrgott würde einen seiner Diener zu dem reuigen Sünder senden, um ihn in der letzten Stunde für den Himmel zu retten! Unter Angst und Hoffen sah sie immer wieder auf den steilen Weg, der sich zwischen den verschneiten Hochstämmen zur Tiefe zog. Es war ihr als sagte ihr eine innere Stimme: Es wird noch alles recht werden.

Da erspähten ihre Augen ein rotes Lichtlein, das wie ein wanderndes Pünktchen im Schnee glänzte und langsam näher kam.

„O Gott — wär's möglich?"

Ja, ja es waren jetzt zwei Gestalten zu erkennen, eine dunkle, die das Lichtlein trug und eine andere im weißen Chorrock. Sie bringen den Heiland zum sterbenden Mann! Fast wäre die Frau im wehen überraschten Glück auf die Knie gesunken, um dem gütigen Himmel zu danken, doch die Minuten drängten. Schnell eilte sie in die Winterstub'n ihrem Mann die ganz unerwartete Botschaft bringen und den armseligen Altar mit einfachem Kruzifix und einer Stearinkerze auf einem Blechleuchter für den Empfang des Weltenheilands herzurichten. War das eine Armut! Doch ein Lichtlein brannte in der Winterstub'n für die Ankunft des Heilands: zwei seiner treuen Kinder gingen ihm entgegen und ein reuiges Sünderherz harrte seines Erlösers. Und der Herr Himmels und der Erde kam, von seinem getreuen Diener getragen, in den armseligen Raum. Der greise kränkliche Priester, dem man die völlige Erschöpfung infolge des mühsamen Aufstieges ansah, trat segnend ans Lager des totwunden Mannes.

„Wer den Herrn fürchtet, dem stößt kein Unglück zu. Und wenn Er ihn auch prüft, Er rettet ihn doch wieder."

(Bibel—Sirach)

Der streckte ihm mühsam die Hand entgegen: „Vergelts Gott tausndmal Herr Pfarrer! Bei dem Weg hätten S'leicht liegen bleiben können!"

„Donat, wie gern würde ich selbst mein Leben geben, um deine Seele für die Ewigkeit zu retten! Der Heiland hat mir herauf geholfen, sonst hätt ichs nimmer erkraftet. Jetzt aber wollen wir alles recht machen, gelt!"

Im Herzen ganz bezwungen durch die Güte seines opferfreudigen Pfarrherrn und überwältigt von dem Gedanken der Gegenwart Gottes kam es über die Lippen des Schwerverletzten:

„Ja — ich bitt' schön, Herr Pfarrer, ich möcht' beichten."

Der geistliche Herr winkte den Dreien, die andächtig am Boden knieten, den Raum zu verlassen und als sie wieder herein gerufen wurden, lag der kranke Mann mit einem friedlichen und trotz aller Schmerzen fast glücklichen Ausdruck in den bleichen Zügen auf seinem Strohlager. Dann kam der überwältigend große Augenblick, in dem der Himmelskönig in das Herz seines wiedergefundenen Sohnes kam. Der helle Klang des Glöckleins, als der Piester das „Herr ich bin nicht würdig" sprach, war wie eine Botschaft aus Himmelshöhen die in die rauhen Wände der Winterstub'n gekommen war.

Und der todwunde Mann! — — Still lag er da. In seinem vor kurzem noch so schuldbeladenen und nun erlösten Herzen, war ein neues Glück eingezogen, ein Widerschein und Nacherleben des Tages seiner Kinderzeit, wo er zum erstenmal zum hl. Tische treten durfte. Jetzt war ihm nimmer bange bei dem Gedanken, daß er vielleicht bald vor seinen höchsten Richter hintreten mußte.

Eine Zeitlang verharrte der Donat in stiller Anbetung und Danksagung bei seinem Heiland, dann neigte sich der geistliche Herr wieder über ihn:

„Wie ist Dir jetzt, Donat? Wie fühlst Du Dich?"

„O so leicht, so gut, Hochwürden," antwortete der Kranke, obwohl die heftigsten Schmerzen ihn quälten. „Wie ein neues Le-



ben ist es jetzt. Jetzt leid ich gern, weil mir unser Herrgott verziehen hat."

„Ja, es kann nicht anders sein. Ein verirrtes Schäflein muß sich sicher und glücklich fühlen, wenn es wieder zum guten Hirten, zu seinem lieben Heiland heimgefunden hat."

„O—mein! Herr Pfarrer," erwiderte mit schwachem Lächeln der Kranke. „Das war kein Schäflein mehr, das ist schon ein arg widerspenstiger Hammel g'wesen — aber heimg'funden hat er doch — weil Sie ihn heimg'holt hab'n, Herr Pfarrer. Das vergelt Ihnen unser Herrgott in alle Ewigkeit!"

Die Liesi brachte jetzt dem Herrn Pfarrer eine Tasse Kaffee und ein Stück Butterbrot. Doch da zog der Mesner-Pauli zwei schöne Rohrnudeln aus seiner Tasche, fein säuberlich in Papier gewickelt und sagte: „Die hat meine Frau mir für den Herrn Pfarrer mitgegeben. Heroben gibt's nur hartes rauhes Roggenbrot und das ist doch nix für seinen kranken Magen."

„Ja, der Pauli und seine Frau, die denken halt immer an ihren Pfarrer," bemerkte der geistliche Herr lächelnd. „Mein braver Pauli ist den ganzen Weg vorausgegangen und hat versucht, mir so gut es ging ein Steiglein durch den hohen Schnee zu treten. Besser war der Aufstieg dann doch für mich."

Der Donat aber lag fast regungslos auf seinem Strohsack — nur hie und da kam ein schwerer Atemzug oder ein leises Stöhnen. Seine Frau kniete neben der Liegerstatt und bemühte sich leise, ihm Erleichterungen zu bringen.

Plötzlich winkte sie dem Herrn Pfarrer. „Mein Gott, er verfärbt sich! Ich fürchte, es geht zu End'."

Sie hatte sich nicht getäuscht. Ihr Mann griff tatsächlich in die letzten Züge. Man hörte nur mehr die ersterbenden unregelmäßigen Atemzüge. Tief ergriffen knieten die Anwesenden um das Lager, der greise Priester sprach die schönen tröstenden Sterbegebete und das Leben des todwunden Mannes löschte allmählig aus. Mit dem Segen der Kirche ging der Donat in die Ewigkeit hinüber. Helle Sonnenstrahlen drangen durch das kleine Fenster und umspielten das Sterbelager wie ein Gruß vom Himmel.

Als bald hernach die Holzknechte zur Mittagsrast aus dem Schlag in die Winterstuben kamen, fanden sie einen Toten. Still und betroffen standen sie um ihren Kameraden, der so schnell ausgelitten hatte.

„Ihr dürft ihm schon einen Weihbrunn geben," bemerkte der Benkelvater. Jetzt nimmt er ihn g'wiß gern an. Er hat all's g'habt und is' recht christlich 'nübergegangen." Der alte Mann holte das Krüglein, das neben der Türe hing, und alle Holzknechte segneten den Hollerdonat mit dem geweihten Wasser.

Der Trainersepp sah ergriffen auf seinen toten Mitarbeiter.

„Sell is' g'wiß," sagte er. „Wenn einer einmal fühlt, daß er so nah an der Ewigkeit steht, nachher schaut er die Sach' schon ganz anders an und da vergeht ihm schon die Lust, seine eig'nen Sprüch' zu machen. Aber eine ganz besondere Gnad' hat der Donat g'habt, bevor er nüber hat müssen."

„Ja, es war eine ganz besondere Gnade Gottes", bemerkte der Herr Pfarrer. Und ich denk, wir brauchen nicht lange zu fragen, wer ihm diese große Gnad' erbeten hat. Sicherlich seine brave Liesi. Was hat diese gute Seele immer für den Donat gebetet und geopfert, damit er den Weg zu

seinem Gott wieder zurückfinden möge und nicht für immer verloren gehe. Der Vater im Himmel hat ihre Bitten erhört und ihre Sorge belohnt. Das ist ja auch die wahre Treue der Frau, wenn sie nicht nur für das leibliche Wohl ihres Mannes sich bemüht, sondern auch für seine Seele nach Kräften sorgt."

Ihm stimmte lebhaft der Benkelvater bei: „Ja, das ist einmal g'wiß, es gibt nix besseres, als wenn eine Frau nit bloß an das leibliche Wohl von ihrem Mann denkt und schaut, daß ihm da nix abgeht, sondern daß sie sich d'rum sorgt, daß er auch ein gutes Platzl in der Ewigkeit kriegt. Nix schön'res kann's nit geb'n, als eine solche Frau. Der Donat aber wird drüben wohl noch vieles zu büßen haben, drum Buam, beten wir jetzt ein andächtiges Vaterunser für seine Seelenruh'!"

Und Pfarrer und Holzknechte beteten mitsammen am Totenbette das Gebet des Herrn für den heimgegangenen Hollerdonat.

Bekennerlied

Ich bin katholisch durch die Gnade Gottes,
Die Kreuzesfahne halt ich hoch empor.
Als Christus starb am heil'gen Kreuzesholze
Schloß auf der Herr für uns das Himmelstor.
Drum will ich stetig für Ihn streiten,
Sein heil'ger Wille soll mich leiten,
Bis einst zur ew'gen Ruh' ich schlafe ein.
Ich bin katholisch, will katholisch sein.

Die Liebe Christi für uns sündige Menschen
Ging ja soweit, daß Er im Sakrament
Sein heilig Fleisch und Blut uns gab zur Speise.
Will bei uns sein ja bis zum Weltenend.
Dafür woll'n ewig wir Ihm danken,
Im heil'gen Glauben niemals Schwanken,
Dazu gib Herr die heil'ge Gnade Dein.
Ich bin katholisch, will katholisch sein.

Selbst als Er litt die größten Todesqualen
Hat liebend noch der Herr an uns gedacht.
Und gab uns eine hehre Himmelsmutter
Die stets nun über ihre Kinder wacht.
Wir wollen täglich hoch Sie ehren,
Ihr Tugendbeispiel soll uns lehren.
Maria liebste, liebste Mutter mein
Ich bin katholisch, will katholisch sein.

Als Gottes Sohn besiegt hat Tod und Hölle
Da fuhr Er auf zum Himmelsvater dann.
Und sandte uns den Geist der Lebensquelle
Zu trösten uns und leiten himmelan.
O Geist vom Vater und vom Sohne
Helf uns erringen die Himmelskrone,
Und führ uns all ins ewige Leben ein.
Ich bin katholisch, will katholisch sein.

Allgütiger Gott, der Gnadenmittel viele
Hast Deiner heil'gen Kirche Du verliehn.
Nimm gnädig an doch unsere Dankgefühle
Und helfe uns vor jeder Sünd' zu fliehn.
Allheiliger Gott in drei Personen
Wollst uns vom ew'gen Tod verschonen.
Auf daß in Ewigkeit auch singen wir,
Ein dreimal heilig, heilig, heilig Dir.

Ernst-Heiter.

Des Teufels Kramladen

von J. Hatzfeld

Der Volksmund sagt: „Wo der Herr eine Kirche hat, da hat der Teufel ein Wirtshaus." Damit ist nicht etwa gemeint, daß jedes Wirtshaus eine Teufelsherberge sei, — das kommt ganz auf den Wirt an. Es ist vielmehr gemeint, daß da, wo der Herr die Gnade ausbietet, auch der Teufel seinen Kramladen aufschlägt, in dem er Ungnade feilhat. Er braucht diesen Kramladen nicht selber zu führen. O, der Teufel ist ein feiner Herr und hat das gar nicht nötig. Er hat mehr Kommis, als er brauchen kann (oder besser haben sollte), und sie tun es alle miteinander billig, die einen hauptamtlich, die anderen nebenamtlich. Aber die Nobligkeit allein ist gewiß nicht die Ursache, derentwegen der Teufel sich selber in seinem Laden nicht gerne sehen läßt. Es riecht zu sehr nach Schwefel in seiner Nähe, und außerdem wirken seine Hörner als Kinderschreck, das weiß er recht wohl und hält sich danach. Das sollten nun freilich die dummen Menschlein auch wissen und sich danach halten, allein — „den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er es am Kragen hätte," sagt der alte Goethe.

Es ist also wohl nicht ohne Absicht, wenn die Kirche in der heutigen Epistel den Apostel die „Tage des Heiles" verkündigen läßt und anderseits im Evangelium eine Warnungstafel vor dem Vater des Unheils aufrichtet. Fastenzeit ist die Zeit der Ernüchterung. Nüchtern sollen wir werden, nicht bloß leiblich, sondern auch seelisch. Seelisch dadurch, daß wir uns der Verzauberung entziehen, die von des Teufels Kramladen ausgeht. Das geschieht dadurch, daß wir uns darauf besinnen, was er denn nun eigentlich zu bieten hat und was das wert ist.

„Siehe, das alles will ich dir geben," sagt er. Nun, da muß man schon sagen: „Stolz lieb' ich den Spanier." Aber die Welt ist schon alt, und der Menschen haben schon viele darauf gelebt, wo aber weiß die Geschichte auch nur von einem zu berichten, dem der Teufel wirklich alles gegeben hätte? Aber nehmen wir an, er täte es einmal, — ich möchte aber der Beglückte nicht sein und du auch nicht —, was käme dabei anders heraus als eine große Täuschung? Denn nichts von dem, was zu geben in seiner Macht steht, sei es Geld oder Gut, sei es Ehre, Vergnügen oder was sonst, nichts davon hat Bestand. Was er dir gibt, ist es denn wirklich dein? Der heilige Asterius sagt einmal: „Ich kann mich nicht genugsam wundern, wenn ich einige sagen höre: ‚Dies ist mein Haus, mein Hof, mein Gut;' denn diese Menschen eignen sich durch dies kleine, vier Buchstaben große Wörtlein ‚mein' Dinge zu, die doch einem andern und nicht ihnen gehören. Denn alles das, was ein Mensch an fahrender Habe oder liegenden Gütern besitzt, kommt von einer Hand in die andere, von einem Besitzer zum andern. Solange die Welt steht, könnte man manchem Gutsbesitzer zurufen: Hat dein Landgut, dein Meierhof gewiß schon mehr Herren und Besitzer gehabt, als Bäume und Sträucher in deinem Garten zu finden sind." — Jawohl, wenn du auf dem letzten Bette liegst und deine Nase wird spitz, so laufen schon die herzu, die deinen Besitz teilen wollen. Du aber gehst so nackt aus der Welt, als du hineingekommen bist. Und wenn du es vorher auch nicht wahrhaben wolltest, so wirst du's dann wissen, wie viel das Teufelswort wert war „Dies alles will ich dir geben".

„Siehe, dies alles will ich dir geben." Zum wirklichen Besitze gehört auch die Sicherheit des Besitzes. Es ist mit den Reichtümern und Gütern der Erde aber so: Mit Mühe werden sie errungen, mit Furcht werden sie besessen, und mit Schmerz werden sie verloren. Wohl, der Teufel zeigt die lockende, glänzende Seite der Güter, aber recht wie ein betrügerischer Kaufmann sagt er nichts von den Sorgen und Beschwerden und den Gefahren, die sie mit sich bringen. Ist nicht Königsein etwas Großes, und gibt es nicht manchen, der es zu sein von ganzem Herzen wünschte? Und doch sagte König Seleukus: „Gewiß, wer es einmal weiß, wie viele Beschwerden mit einer Krone verbunden sind, der wird sich nicht einmal die Mühe nehmen, sie von der Erde aufzuheben, wenn er sie da liegen sähe." Man darf wohl annehmen, daß der Mann gewußt hat, was er sagte, so gut wie jener Antigonus, der zu seinem Sohne äußerte: „Die Königswürde ist nichts andres als eine glänzende Knechtschaft." Dabei ist noch ganz davon abgesehen, daß der König oft um seine Krone zittern muß, genau wie der Reiche um seinen Reich-

tum. Also nicht einmal so lange, als man sie „hat", hat man der Erde Güter für gewiß. Und der Teufel ist ganz gewiß der allerletzte, sie uns für gewiß zu „geben", denn der Beelzebub „Habsucht", einer seiner besten Gesellen, müßte ja alsdann an der Auszehrung sterben. Nein, tüchtig sollen sich die Menschen um der Pfennige willen betrügen, übervorteilen, hintergehen und abwürgen. Anders kann er's nicht brauchen. — Es täte nicht not, daß man das immer erst einsieht, wenn es zu spät ist.

„Dies alles will ich dir geben." Selbst wenn du das aber alles für sicher hättest, solange du lebst, **so geht doch die Herrlichkeit der Welt so schnell** vorüber wie ein einziger Augenblick, und würdest du hundert Jahre alt. Der Reiche, der im Vergnügen lebte, meint, nur einige Monate gelebt zu haben. Je angenehmer seine Tage waren, desto schneller gingen sie dahin. „Das weiß ich," heißt es im Buche Job, „daß der Ruhm der Gottlosen kurz ist und die Freude des Heuchlers wie ein Augenblick. Wie ein Traum entflieht, so wird auch er nicht gefunden, er wird vorübergehen wie ein Nachtgesicht." Wenn die alten Ägypter ein Gastmahl hielten, setzten sie ein Totengerippe zwischen sich und prosteten einander mit den Worten zu: „Laßt uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen werden wir sterben." Ja, es kann sogar sein, daß die Herrlichkeit noch vor dem natürlichen Ziele zu Ende ist. Da war zur Zeit des Kaisers Tiberius ein Konsul namens Sejanus, der genoß bei der Majestät so große Gnade, daß ihm während des Kaisers Abwesenheit die ganze Regierung übergeben ward. Mit einem goldenen Wagen wurde er in den Senat gefahren. Unversehens kam vom Kaiser ein Brief. Sejanus erwartete sich nur neue und größere Ehren und übergab den Brief uneröffnet dem Senat. Der Brief enthielt seine Absetzung und sein Todesurteil, — weil er dem Kaiser untreu gewesen sei. Kaum gedacht, kaum kaum gedacht, war der Lust ein End gemacht. Was hätte es dem Sejanus geholfen, hätte er an den Teufel appelliert, daß er ihm einen anderen Ausgang schuldig sei? Das hätte ein Höllengelächter gegeben!

So also sieht, nüchtern besehen, des Teufels Kramladen aus. Wir haben alle Ursache, ihm zu sagen: „Was kannst du armer Teufel bieten?" Wer sich aber trotzdem mit ihm in einen Handel einlassen will, der will übers Ohr gehauen sein.

Marienlied

O Maria, meine Liebe,
Denk ich recht im Herzen dein,
Schwindet alles Schwer und Trübe,
Und wie heller Morgenschein
Dringt's durch Lust und ird'schen Schmerz
Leuchtend mir durchs ganze Herz.

Auf des ew'gen Bundes Bogen,
Ernst von Glorie umblüht,
Stehst du über Land und Wogen,
Und ein himmlich Sehnen zieht
Alles Leben himmelwärts
An das große Mutterherz.

Wo Veranlaßne einsam weinen,
Sorgenvoll in stiller Nacht,
Den' vor allen läßt du scheinen
Deiner Liebe milde Pracht,
Daß ein tröstend Himmelslicht
In die dunklen Herzen bricht.

Aber wütet wildverkehrter
Sünder frevelhafte Lust,
Da durchschneiden neue Schwerter
Dir die treue Mutterbrust;
Und vor Schmerzen flehst du doch:
Herr, vergib, o schone noch!

Deinen Jesus in den Armen,
Uebern Strom der Zeit gestellt
Als das himmlische Erbarmen,
Hütest du getreu die Welt,
Daß im Sturm, der trübe weht,
Dir kein Kind verloren geht.
Wenn die Menschen mich verlassen

In der letzten, stillen Stund,
Laß mich fest das Kreuz umfassen;
Aus dem dunklen Erdengrund
Leite liebreich mich hinaus,
Mutter, in des Vaters Haus!

J. v. Eichendorff.

Rosa von Tannenburg

Nach Christoph von Schmid

neu erzählt von

Eduard Drexl

Fortsetzung

Mathilde nahm sich der Kranken, der Leidenden und Bedrängten aller Art sehr tätig an. Einmal war in dem Dorfe unten am Berge eine arme Tagwerkerin, die Mutter von sieben unerzogenen Kindern, sehr gefährlich krank geworden. Da war es der edlen Frau nicht zu viel, den hohen Schloßberg hinabzusteigen, die arme Kranke unter dem niedrigen Strohdache zu besuchen, sich nach ihren Umständen zu erkundigen, alles Dienliche anzuordnen und ihr die Arznei wohl selbst zu reichen. Sie wiederholte den Besuch täglich und Rosa mußte sie begleiten, damit sie beizeiten mit dem menschlichen Elende bekannt würde und lernen möge, es andern zu erleichtern.

Als Mathilde eines Tages wieder an das dürftige Krankenlager kam und erklärte, daß die Kranke nun außer Gefahr sei, als alle sieben Kinder, der bekümmerte Vater und selbst die kranke Mutter in Freudentränen ausbrachen und im Übermaße des Dankes die Hand und das Kleid ihrer Wohltäterin küßten — da ward Rosa so gerührt, daß sie selbst mitweinte und sich glücklich schätzte, eine so gute Mutter zu haben.

Ein so gute Erziehung konnte nicht ohne gute Früchte bleiben. Rosa war die lautere Liebe gegen Gott, gegen ihre Eltern und gegen alle Menschen. Ihre Bescheidenheit, ihre Sittsamkeit, ihr sanftes Wesen und ihr frommer, reiner Sinn veredelte und verschönerte ihr holdes Angesicht. Einfach und rein wie ihr Sinn war ihre Erscheinung: ein paar blaue Kornblumen oder eine Rosenknospe im blendendweißen Linnenkleide waren ihr liebster Schmuck. Ihre schuldlosen, freundlichen Augen hatten ein schöneres Blau als die Kornblumen und die Farbe der Unschuld auf ihren blühenden Wangen beschämte das Rot der aufbrechenden Rosenknospe.

Wer sie nur sah, sagte: „Rosa von Tannenburg ist wohl das schönste Fräulein von ganz Schwaben; allein ihre Tugend macht sie noch unendlich liebenswürdiger als sie wegen ihrer Schönheit es ist."

Zweites Kapitel.

Rosa verliert ihre Mutter.

Leider konnte die gute Rosa das Glück, eine so vortreffliche Mutter zu haben, nicht allzulange genießen. Rosa war etwa vierzehn Jahre alt — da wurde die Mutter plötzlich sehr krank. Sie fühlte die Gefahr und verhehlte sie ihrer Tochter nicht.

Ritter Edelbert war zu Felde gezogen. Sie sprach daher zu Rosa: „Liebster Tochter, schicke doch sogleich einen reitenden Boten an deinen Vater! Ich möchte ihn in dieser Welt noch einmal sehen. Und laß dann auch den frommen Abt Norbert rufen! Er hat mich getauft und mich bei dem Eintritt in dieses Leben Gott geweiht und geheiligt. Während meines ganzen Lebens war er mein väterlicher Ratgeber. Er wird auch bei dem Austritt aus diesem Leben seinen Beistand nicht versagen und mich sanft hinübergeleiten in jenes bessere Leben — hinüber zu meinem Schöpfer und Erlöser."

Der fromme Abt, ein liebenswürdiger, freundlicher Greis, erschien. Mathilde blieb kurze Zeit allein mit ihm. Sie empfing aus seiner Hand das Brot des Lebens. Die Flamme ihrer Andacht ergriff auch das Herz der guten Rosa und milderte ihren unaussprechlichen Schmerz. Der ehrwürdige Abt betete der Kranken vor. Er sprach mit einer

Kraft, mit einer Überzeugung von dem ewigen Leben, daß Rosa von ganzem Herzen wünschte, sogleich mit ihrer Mutter zu sterben. Sie blieb gleich einem dienenden Engel immer an dem Krankenbette der Mutter.

Ritter Edelbert kam erst am dritten Tage spät in der Nacht an. Rosa eilte ihm entgegen. Sie begrüßte ihn mit einem Strome von Tränen. Tiefbetrübt trat der Ritter an das Krankenbett. Er erschrack, seine innigstgeliebte Gemahlin so blaß und verändert zu finden.

Rosa stand schluchzend an der andern Seite des Bettes. Die totkranke Frau bot ihrem teuren Gemahl mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit die Hand; die andere reichte sie ihrer Tochter.

„Liebster Edelbert! Liebste Rosa!" sagte sie mit schwacher Stimme, „mein Stündlein ist da. Ich werde die aufgehende Sonne nicht mehr sehen. Aber weinet nicht! Ich bekomme es ja besser — dort oben in dem Hause unseres himmlischen Vaters. Ich bin nicht verloren für euch. Wir sehen uns bald wieder und werden dann nie mehr voneinander scheiden."

Sie schwieg; die Schwäche gestattete ihr nicht weiterzureden.

„Liebster Edelbert!" sprach sie über eine Weile wieder, „sieh da unsere Tochter! — Nie habe ich dir ein gemaltes Bild von mir gegeben; allein Rosa, mein lebendiges Ebenbild, sei dir das beste Andenken an mich, das ich dir zurücklassen kann. Dir übergebe ich sie jetzt in meinen letzten Augenblicken — wie vor Gottes Angesicht! Ich suchte sie fromm und gut erziehen; vollende du jetzt diese Erziehung! Verbessere, was ich etwa versah! Wende alle Liebe, die du mir erwiesen hast und für die ich dir jetzt noch sterbend danke, ihr zu!" — — —

„Und du, liebe Rosa!" fuhr sie fort, „du hast mir viele Freude gemacht, du warst mir immer eine gute Tochter! Bleibe fromm, unschuldig und liebe deinen guten Vater. Ach, er ist im Kriege immer so vielen Gefahren ausgesetzt. Sollte er einmal verwundet nach Hause gebracht werden, so vertritt du meine Stelle an ihm. Sie ihm einst in den Tagen des Alters eine liebevolle Plegerin, da ich es nicht mehr sein kann. Bleibe ihm eine gute Tochter — und lebe wohl! — — —

„O Gott," sprach sie noch mit einem frommen Blick zum Himmel, „bewahre du sie vor dem Bösen und erhalte sie im Guten! Erhöre mein letztes Gebet, das heiße Flehen eines Mutterherzens and laß mich sie dort im Himmel wiedersehen!"

Vatr und Tochter zerflossen in Tränen. Die frome Sterbende fügte die Hand ihres Gemahls und die Hand ihrer Tochter zusammen und hielt sie zwischen ihren erkaltenden Händen.

„Wir drei," sagte sie, „waren immer ein Herz und eine Seele in dieser Welt; wir werden es mit Gottes Hilfe auch in jener sein. Der Tod kann unserer Liebe nichts anhaben. Wir werden im Himmel ewig leben und ewig lieben."

Sie blickte ihren Gemahl und ihre Tochter mit der Heiterkeit eines Engels noch einmal an. In ihrem Angesichte schimmerten schon die Strahlen ihrer nahen Verklärung.

„Gott," sprach sie, „gewährt mir einen großen Trost und eine große Freudigkeit in diesen letzten Augenblicken.Ihm sei Dank!
— O, meine Rosa, wie freue ich mich, daß du an mir siehst, wie getrost und selig diejenigen sterben können, die an Gott und an das ewige Leben glauben. Ich achte den Tod nicht; ich bin in der Hoffnug auf das himmlische Leben schon selig."

Sie richtete ihre Blicke auf ein schönes Gemälde des sterbenden Erlösers, das hr gegenüber an der Wand hing. Sie faltete die Hände und sagte mit leiser fast unvernehmbarer Stimme:

„Wie du, mein Erlöser, deinen Geist in die Hände deines Vaters empfohlen hast, so empfehle ich meinen Geist in deine Hände."

Sie schwieg — ihre Augen erstarrten und verschied. Rosa war aus Jammer sprachlos.

Edelbert sagte schluchzend: „Sie hat nun überwunden. Gott nehme uns auch einmal so sanft zu sich und führe uns mit ihr dort oben wieder zusammen."

Die Trauer des edlen Grafen und seiner betrübten Tochter war unbeschreiblich. Die ganze Gegend weit und breit trauerte mit ihnen. In jedem Hause, jeder Hütte ihrer Untertanen war ein Jammer, als wäre die eigene Mutter gestorben.

Der ehrwürdige Abt bestattete die Leiche zur Erde. Er fing an zu der unzähligen Menge von Menschen, die sich bei dem Leichenbegängnisse eingefunden hatte, zu reden. Das allgemeine Schluchzen wurde bald so laut, daß man die Stimme des Greises nicht mehr vernahm. Er selbst brach in Tränen aus und winkte mit der Hand, stille zu sein.

„Wo die Tränen so laut sprechen," sagte er, „muß ich schweigen! Laßt uns so leben, daß auch an unserem Grabe dankbare Tränen fließen! Laßt uns hier reichlich aussäen wie die Verklärte, so werden wir auch reichlich ernten."

Drittes Kapitel.

Rosa verpflegt ihren Vater.

Riter Edelbert war wieder in den Krieg gezogen; allein eines Tages im Herbste kam er am rechten Arme schwer verwundet, zurück auf seine Burg. Rosa war sehr bestürzt und empfand das zärtlichste Mitleid mit dem geliebten Vater. Sie bereitete und brachte ihm alle Speisen. Sie half bei der Pflege der Wunde. Und da der Arm nur sehr langsam besser wurde und Edelbert oft traurig und mißmutig an dem Kaminfeuer saß und schmerzlich bedauerte, seine Plicht als Rittersmann nicht erfüllen zu können, so versuchte Rosa ihn zu erheitern. Sie setzte sich mit ihrem Stickrahmen oder dem Spinnrocken zu ihm. Sie redete von ihrer seligen Mutter und erzählte so manche Worte, so manche Handlungen von ihr, die dem Vater noch nicht bekannt waren. Sie fragte nach diesem oder jenem Umstande aus der Geschichte seiner ritterlichen Taten. Sie beredete ihn, den silbernen Becher, den er noch vom Ahnherrn zum Geschenk bekommen hatte, noch einmal füllen zu lassen. Der Vater kam unvermerkt ins Gespräch; sein Mißmut verschwand. Viele Stunden des traurigen Winters vergingen ihm wie Augenblicke.

In den ersten Tagen des Frühlings kam ein sehr edler Ritter auf Edelberts Burg und forderte ihn auf, mit dem Herzoge wieder zu Feld zu ziehen. Edelbert fühlte zu seiner großen Betrübnis seinen Arm noch zu schwach, Schwert und Lanze zu führen. Indes berief er sogleich seine Dienstleute auf die Burg, sie dem Herzog zu senden. Er bewirbte sie drei Tage lang.

An dem Morgen des vierten Tages, der zum Aufbruche bestimmt war, versammelte er sie in dem großen Rittersaale der Burg. Ritterlich gekleidet und mit einer goldenen Kette geziert, jedoch ohne Harnisch, trat er in die Mitte, übergab sie feierlich der Führung des fremden Ritters und ermunterte sie zur Tapferkeit und guten Manneszucht.

„Seid gegen den Feind tapfer wie ein Löwe; gegen den friedlichen Landmann aber sanft wie ein Lamm!" sagte er unter vielem anderen.

Mit Tränen in den Augen sah er von den Fenstern der Burg dem Zuge nach, bis er in dem nächsten Walde verschwand. Vergebens suchte er sich den Tag hindurch aufzuheitern. Seine stille Burg schien ihm nach dem Abzuge der treuen Kriegsgefährten einsam und verödet. Traurig setzte er sich nach dem Abendessen an das Kaminfeuer. Der Abend war kalt und schauerlich. Ein fürchterlicher Sturm sauste um die Türme der Burg und der Regen schlug an die Fenster der Stube, daß sie klirrten.

Rosa legte mehr Holz an das Feuer, brachte ihrem Vater in dem silbernen Becher seinen Abendtrunk, setzte sich zu ihm und sagte:

„Lieber Vater! Erzähle mir doch einmal die Geschichte des wackeren Köhlers der dich diesen Nachmittag besuchte. Ich weiß wohl davon. Er wohnte ja ehemals auf unserer Burg und seine Tochter Agnes was die Gespielin meiner Kindheit. Allein ich möchte die Geschichte doch einmal recht ausführlich hören."

„Die Geschichte meines braven Burkhard?" rief der Ritter. „O, recht gern! Der gute Mann besuchte mich ohne Ursache gerade an dem heutigen Tage. Er wußte wohl, wie es mir zumute war, so allein zurückbleiben zu müssen. Er hat das auch erfahren; denn er war einst ein gar tapferer Krieger, der mich auf vielen Zügen begleitete.

Doch — bevor ich von dem wackeren Burkhard erzählen kann, muß ich dir erst einiges von dem Ritter Kunerich von Fichtenburg sagen. Die prächtige Burgfeste Fichtenburg ist dir zwar nicht unbekannt; wir sehen ja von den Fenstern unseres Saales ihre Türme in weiter Ferne aus dunklen Fichtenwaldungen hervorragen. Allein, den Ritter selbst hast du noch niemals gesehen; denn er war von jeher sehr feindselig gegen mich gesinnt und hat mich noch niemals besucht. Sein Haß gegen mich entspann sich schon sehr frühe. Wir waren beide in unserem zarten Alter als Edelknaben an den Hof des Herzogs gekommen. Kunerich war als Knabe sehr eigensinnig, aufbrausend und ruhmredig und deshalb bei dem Herzoge nicht sehr beliebt. Da haßte und beneidete er mich, weil ich ihm vorgezogen wurde. Als wir beide zu rüstigen Jünglingen herangewachsen und wehrhaft gemacht waren, mußten wir auf einem Turniere, das der Herzog dem jungen Adel gab, unsere Lanze das erstemal öffentlich zeigen. Ich erhielt den ersten Preis, ein Schwert mit einem goldenen Griffe, das mir deine

selige Mutter, die damals das schönste Fräulein an dem herzoglichen Hofe war, im Angesicht der schwäbischen Ritterschaft auf einem Purpurkissen überreichte. Kunerich hingegen erhielt den letzten Preis, ein paar silberne Sporen. Von dieser Zeit an haßte er mich noch mehr und konnte mich gar nicht gerade ansehen. Aufs höchste aber stieg sein Haß gegen mich, als der Kaiser, wie du weißt, mir nach jener großen Schlacht dieses goldene Ehrenzeichen hier umhängte, dem Ritter Kunerich aber, durch dessen Unbesonnenheit und Ungestüm die Schlacht beinahe verloren gegangen wäre, einen derben Verweis gab.

Der wackere Burkhard hatte nun als mein Lehensmann und Kriegsgefährte ein kleines Gütlein inne, das an der Grenze meines Gebietes liegt und an Kunerichs Waldungen anstößt. Ritter Kunerich war meinem guten Burkhard ein sehr böser Nachbar. Er unterhielt in seinem Gebiete eine Menge Wild. Die Hirsche kamen häufig über die Grenze und verheerten des guten Burkhards Äcker; die Wildschweine zerwühlten seine schönen Wiesen. Ich gab dem wackeren Manne den Auftrag, sie ohne weiteres niederzuschießen und sie mir einzuliefern, da ja alles Wild, das auf meinem Grund und Boden erlegt würde, von Rechts wegen mir gehöre. Einmal nun ritt ich abends mit meinen Leuten von der Jagd heim. Die Sonne war bereits untergegangen und das Abendrot blickte freundlich durch die Tannen. Auf einmal kam Gertraud, des ehrlichen Burkhards Weib, mit zerzausten Haaren laut jammernd mir entgegen, fiel auf die Knie nieder und flehte mich mit gerungenen Händen um Hilfe an. Sie hatte ihre kleine Agnes mitgebracht. Das Kind kniete neben der Mutter und erhob zitternd und weinend die kleinen Händchen. Der Anblick ging mir durch die Seele. Ich stieg ab und ließ mir erzählen, was sich begeben habe.

Die Geschichte war diese: Der gute Burkhard, sein Weib Gertraud und die kleine Agnes hatten unter dem Baume vor ihrer Haustür zu Nacht gegessen und an nichts Böses gedacht, — da überfiel sie plötzlich Ritter Kunerich, von mehreren bewaffneten Knechten zu Pferd und zu Fuß begleitet. Die Knechte ergriffen den guten Mann, banden ihm die Hände auf den Rücken, warfen ihn auf einen Karren und führten ihn fort. Dies tat Kunerich, weil Burkhard kürzlich an der Grenze, aber noch auf unserem Grund und Boden, einen Hirsch erlegt und ihn nach Tanenburg geliefert hatte. Der aufgebrachte Kunerich hatte geschworen, er wolle den boshaften Wilddieb, wie er den ehrlichen Burkhard nannte, in dem fürchterlichsten Kerker zu Fichtenburg unter Kröten und Unken verschmachten lassen.

Er soll frei werden, sagte ich zu Gertraud, und sollte ich das ganze Raubnest Fichtenburg darüber zerstören müssen.

Ich machte mich augenblicklich mit meinen Knechten auf den Weg, dem Feinde seinen Raub womöglich noch abzujagen, ehe er damit seine Burg erreichte. Ich schickte einige Reitersknechte auf Kundschaft aus, nannte ihnen einen Platz, wo wir wieder zusammenkommen wollten, und ritt im scharfen Trab der Fichtenburg zu. Die Knechte brachten mir bald Nachricht, Kunerich sitze mit seinen Leuten in der Mühle im Föhrengrunde und zeche. Der Karren mit dem armen Burkhard stehe vor der Tür. Ich fand, daß ich mit meinen Leuten auf dem Wege zu Kunerichs Burg schon einen guten Vorsprung hatte. Wir hielten daher an einem bequemen Platze im Walde, wo Kunerich mit seinen Spießgesellen vorbeiziehen mußte. Sie kamen endlich, keine Gefahr ahnend, guten Mutes und mit großem Gelärme. Plötzlich, wie ein Blitz vom klaren Himmel, überfielen wir die Räuber. Der Vollmond, der eben aufgegangen war, übernahm das Geschäft, uns bei dieser Arbeit zu leuchten. Da Kunerich nicht gefaßt war und überdies zu viel getrunken hatte, focht er sehr schlecht und ergriff nach kurzer Gegenwehr mit seinen Leuten die Flucht. Ich hätte ihn wohl fangen können. Allein, ich hatte Mitleid mit ihm und ließ ihn entrinnen. Gottlob kam bei dem Gefechte niemand ums Leben.

Wir banden nun den Mann auf dem Karren los, luden anstatt seiner die eroberten Waffen auf, gaben ihm ein Pferd, das im Getümmel einen feindlichen Reiter abgeworfen hatte, und zogen freudig nach Hause. Was sein Weib und seine Tochter für eine Freude hatten, als wir zum Burgtore hereinritten, läßt sich garnicht beschreiben! Und doch war meine Freude noch viel größer. Es ist ein seliges Gefühl, andere aus der Not errettet zu haben.

Ich wies den guten Leuten ein Plätzchen in unserer Burg an, damit sie vor Kunerichs Rache sicher wären. Späterhin wurde Burkhard im Kriege verwundet und konnte keine Kriegsdienste mehr leisten. Indes war er nicht zu aller Arbeit unbrauchbar geworden und wollte deshalb sein Stücklein Brot nicht müßig verzehren. Er machte in der

wildesten Gegend des Waldes ein kleines, verborgenes Tälchen ausfindig, wo er sich anzusiedeln wünschte. Ich ließ ihm dort ein hübsches Haus bauen. Er brach ein Stück Boden zu einem Ackerfelde um, das ihm Brot gibt, machte den Talgrund zu einer großen Wiese, die einige Kühe nährt, und treibt mit meiner Bewilligung nebenbei das Kohlenbrennen. Die Gegend, wo er wohnt, wird selten von Menschen besucht und Ruß und Kohlenstaub machen überdies sein sonst blühendes Angesicht die meiste Zeit fast unkenntlich. So glaubte er sich vor Kunerichs Nachstellung sicher genug und wurde seitdem auch nicht im geringsten beunruhigt."

Dieser Geschichte fügte Ritter Edelbert noch einige Beispiele von Burkhards Tapferkeit und Treue bei. Rosa hatte so aufmerksam zugehört, daß der Becher ihres Vaters schon lang leer stand und daß sie es vergessen hatte, neues Holz in das Feuer zu legen.

Da erhob sich plötzlich in der Burg ein furchtbarer Lärm. Die gewölbten Gänge widerhallten vom Geklirre der Waffen und dem Geschrei streitender Männer. Heftige Fußtritte näherten sich der Wohnstube, in der sich Edelbert und seine Tochter befanden. Der Ritter sprang auf und blickte nach den Waffen. Rosa verriegelte eilends die Tür. Allein mit einem fürchterlichen Stoße wurde sie aufgesprengt und ein geharnischter Mann, begleitet von mehreren Bewaffneten, trat herein.

„Nun, Edelbert!" sprach er mit donnernder Stimme, „ist die Stunde der Rache gekommen. Ich bin Kunerich, dem du so oft zuwidergehandelt und den du so oft beleidigt hast. Nun sollst du mir dafür büßen."

Er wandte sich hierauf zu seinen Kriegsknechten und rief: „Schlagt ihn in Ketten und bewacht ihn, bis wir aufbrechen! Das schauerlichste Gefängnis zu Fichtenburg soll von nun an seine Wohnung sein. Diese Burg hier ist jetzt mein! Was von Rüstungen und Waffen, Kleidern und Kostbarkeiten mir willkommen ist, will ich mir aussuchen. Alsdann mögt ihr zum Lohne eurer Tapferkeit die ganze Burg rein ausplündern, während ich es mir bei einem Kruge alten Weines gütlich tue. Macht hurtig! In drei Stunden ziehen wir von dannen."

Fortsetzung folgt.

Der Engel der Christen

Ein jeder Christ seinen Engel hat,
Der ihn behütet früh und spat.
Auf daß kein Leid uns widerfahr,
Wachen sie allzeit immerdar.
Viel Böses manchem widerfährt,
Wenn's nicht sein Engel von ihm wehrt.
Dem Daniel kein Löw' was tat:
Ein Engel ihn behütet hat.
Der Petrus im Gefängnis saß,
Und er schon gar verurteilt war,
Da kam ein Engel in der Nacht,
Und er Sankt Petrus ledig macht.
Als Jesus Christ geboren war,
Lobten sie Gott in reicher Schar.
Als Christus von dem Tod erstund,
Die Engel taten's den Frauen kund.
Wann Christus wiederum erscheint,
Der Engel Scharen sind ihm vereint,
Wenn wir Gutes und Böses getan,
Das zeigen die Engel Gottes alles an.
Der Erzengel Sankt Michael
Behütet jede gläubige Seel'.
Sankt Gabriel kündet Gottes Wort,
Er hört's und trägt's mit Freuden fort.
Ein edler Arzt, Sankt Raphael,
Tut gute Hilf' der kranken Seel'.
Sankt Uriel, der dient uns gern,
Daß er den Satan halt von uns fern.
Gott weiß der Engel Namen all,
Sie loben ihn mit reichem Schall.
Wir Menschen sehen sie zwar nicht
Mit unserem sterblichen Angesicht.
Doch sind sie bei uns guten Sinn und Rat.
Dem sollen wir alle folgen eben,
Satans Gedanken widerstreben.
So kommen wir ins Himmelsreich
Und werden all den Engeln gleich.

Aus dem vierzehnten Jahrhundert.

FATIMA STUDENT BURSE

Diesen Herbst noch wird unser neues Knabenkolleg eröffnet werden. Der Marienbote wird nun einem armen Studenten das Piesterstudium ermöglichen können. Voriges Jahr hatten die treuen Marienbotenleser eine Student-Burse-Sammlung von $6,000.00 beenden können. Nun haben wir Maria, Unserer Lieben Frau von Fatima, zu Ehren mit einer weiteren Sammlung begonnen. Bald haben wir zweihundert Dollar zusammen. Der Weg bis zu den notwendigen $6,000.00 ist noch sehr weit. Das schreckt uns jedoch nicht. Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf. Und das Große, das wir durch unsere Fatima Student Burse erreichen wollen, ist unberechenbar. Von den Zinsen dieses Geldes wollen wir einem armen, frommen Studenten das Priesterstudium bezahlen. Wieviele Priester werden wir mit unseren $6,000.00 erziehen können? Wieviel Gotteslob werden wir dadurch verbreiten? Und wie viele Seelen miterretten? Wahrlich, unser Ziel ist hoch und schön. Die allerkleinste Gabe wird zum allergrößten Segen.

Sammeln wir weiter für unsere Fatima Student Burse. Gott wird uns unsere Großtat segnen.

Bisher eingenommen:	$187.00
Rosalia Lepinsky, Cudworth, Sask.	5.00
Wendelin Kress, Kendal, Sask.	5.00
	$197.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.



